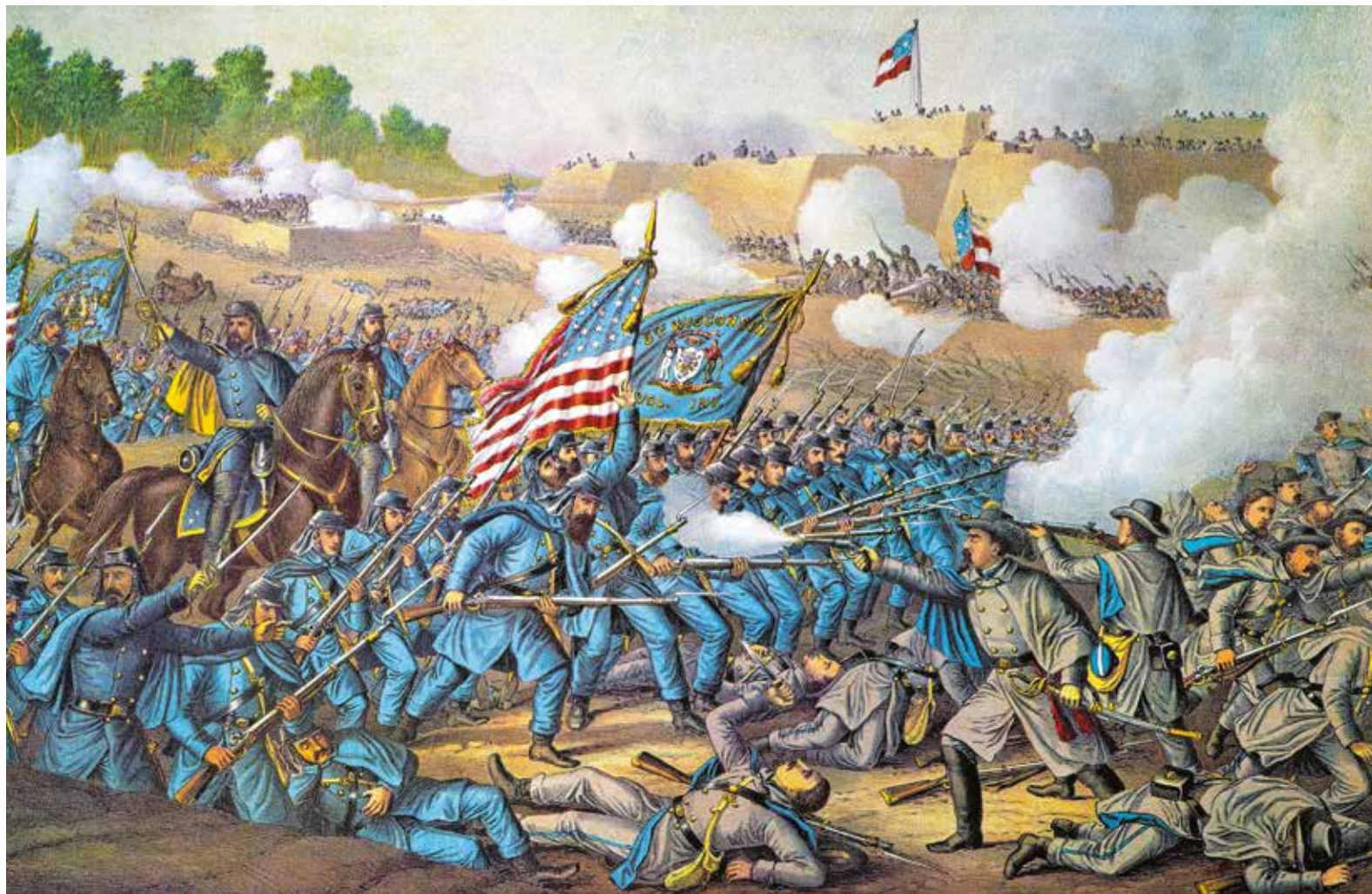


# DIE WELTWOCHEN



## Was ist los in Amerika?

Stanford-Historiker *Victor Davis Hanson* über ein Land in Aufruhr.

## Anleitung zum Fremdgehen

Treue ist gut, ein Seitensprung oft besser. *Alex Baur*

## Warum Frauen die besseren Spione sind

Die starken Waffen des angeblich schwachen Geschlechts.

*Pierre Heumann*

Heavy Metal ist das Grösste  
Schriftstellerin Elif Shafak  
über die Ehrlichkeit  
der Gefühle







## MIT PHYSISCHEN GOLDBARREN WÄRE IHR VERMÖGEN 2020 UM 25% GEWACHSEN.

Der Goldpreis ist nicht nur vergangenes Jahr beachtlich angestiegen. Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa beraten wir Sie umfassend bei Ihrer Anlage in physische Investmentbarren und -münzen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen und Onlineshop unter:

[DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH](http://DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH)

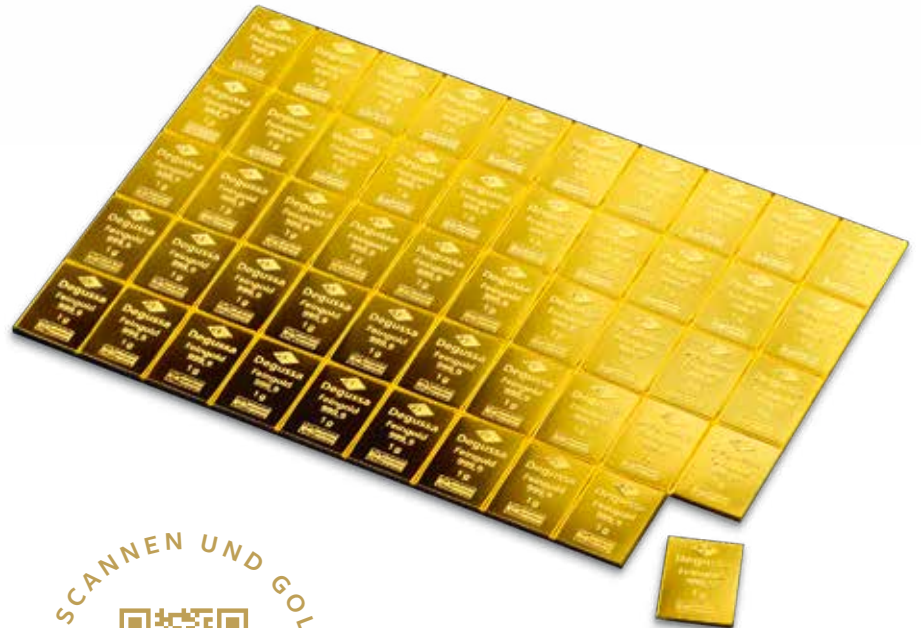
### VERKAUFGSGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich  
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf  
Telefon: 022 908 14 00

# Degussa

GOLD UND SILBER.



ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

## Terminator Trump, das Endspiel

Donald Trumps Präsidentschaft endet, wie sie begonnen hat, im Tumult. Ein wütender Mob stürmte letzte Woche das Kapitol. Es gab Tote. Eine unbewaffnete Frau wurde von der Polizei erschossen. Trumps Gegner, die Medien und aus Selbstschutz auch einige seiner früheren Verbündeten einigen sich darauf, mit seiner Ansprache vor dem Weissen Haus habe der Präsident diesen Gewaltakt, einen «Staatsstreich» angestiftet. Deshalb muss er schleunigst seines Amtes enthoben werden. Widerrede verboten.

Das Tempo der Deutungen und Handlungen ist schwindelerregend. Flugs sperrten Facebook und Twitter Trumps Konten, lebenslänglich. Während iranische Mullahs, die Israel ins Meer bomben wollen, weiterhin ungestört ihre Botschaften verzwitschern dürfen, wird der bald abtretende Präsident der weltgrössten Demokratie «entplatziert». Es findet eine klassische Säuberung statt wie in der früheren Sowjetunion. Ein in Ungnade gefallener Politiker wird von den neuen Machthabern gewaltsam gelöscht, aus der Bildfläche wegradiert.

### Inquisitorische Fantasie

Was wir hier erleben, ist die Konstruktion einer falschen Erzählung, die Fabrikation von Wirklichkeit. Trumps angebliche Hass- und Hetzrede vom Mittwoch, gleichsam die Tatwaffe, wird gar nicht zitiert. Sie wird nur interpretiert. Das hat einen triftigen Grund: Man findet keine Sätze darin, in denen Trump zu Gewalt oder Rechtsbruch anstiftet. Im Gegenteil. An der entsprechenden Stelle der über einstündigen, erstaunlich langfädigen und zum Teil sogar etwas einschläfernden Ausführungen hält er seine Unterstützer ausdrücklich an, ihren Unmut «friedlich und patriotisch» kundzutun. Zwar fällt irgendwo das Wörtchen «wild», doch die Verwendung dieses Adjektivs ist selbst in der aktuellen Kochtopf-Stimmung noch kein amtsenthebungsfähiges Verbrechen.

«Friedlich und patriotisch»: Es braucht hier schon die inquisitorische Fantasie eines Schauspieleranwalts aus den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts in Moskau, um aus solchen Worten den unumstösslichen Beweis für Trumps angebliche Anstiftung zu Aufruhr und Gewalt herauszufälschen. Auch die zeitliche Ab-

folge widerlegt die Ankläger des Präsidenten. Als im Kapitol die ersten Fensterscheiben klirrten, hatte Trump seine Rede vor dem Weissen Haus, rund 45 Minuten Fussmarsch entfernt vom Kongressgebäude, noch lange nicht beendet. Was immer die Hornmänner und Krawallmacher auf ihrem Amoklauf antrieb: Trumps eher matte Rede kann es nicht gewesen sein.

### Plünderungen für den guten Zweck

Dass nun aber trotzdem fast die ganze Welt im amerikanischen Präsidenten den allein-schuldigen Urheber einer barbarischen Verwüstungssorgie gegen die Demokratie erblickt, hat dieser in erster Linie sich selber zuzuschreiben. Trump hatte das Recht, die aus seiner Sicht manipulierten Wahlen vor Gericht anzufechten. Es gab auch mehr Unregelmässigkeiten, als unsere CNN-hörigen Medien zu sehen und zu akzeptieren bereit sind. Aber irgendwann hat der Rechtsstaat gesprochen, und dann muss sich auch ein Präsident dem Urteil beugen. Trumps stures, beratungsresistentes Beharren auf Vorwürfen, die er nicht beweisen kann, hat seine Gegner in allen Urteilen und Vorurteilen bestärkt gegen diesen Politiker, der nie ein Politiker war und gerade darum gewählt wurde.

Und ganz egal, was Trump am Mittwoch genau gesagt hat und was daraus von seinen ewigen Kritikern nun irgendwie abgeleitet, herausgewürgt werden soll: Man stellt sich am symbolträchtigen Tag der parlamentarischen Beglaubigung eines Wahlergebnisses als Präsident und Schirmherr der Verfassung nicht vor eine riesige, im Grenzfall unkontrollierbare Menschenmenge, um sie zu einem Marsch aufs Kapitol zu motivieren. Linke machen das vielleicht. Die heuchlerischen Demokraten haben keine Mühe, monatelange Gewalt-Exzesse mit ausgebrannten Geschäften und erschossenen Polizisten als «Bewegung» zu besingen, die man ja nicht stoppen dürfe; Plünderungen für den guten Zweck. So drückte sich etwa Senatorin Kamala Harris aus, die Vizepräsidentin in spe. Ein Republikaner, ein Bürgerlicher, ein Präsident obendrein, der für sich in Anspruch nimmt, Law and Order zu verkörpern, muss höhere Massstäbe walten lassen.

Wahr ist aber auch: Hinter Trump stehen Millionen. Nach wie vor. Es waren keine Pappfiguren, keine Fata Morganas oder Hologramme, die zu Zehntausenden am Mittwoch nach Washington pilgerten. Es waren grösstmehrheitlich, fast ausschliesslich anständige, patriotische Amerikaner. Sie demonstrierten nicht nur gegen den «Diebstahl» der Wahlen, von dem sie überzeugt sind. Sie kauften sich mit ihrem Corona-verminderten, ohnehin tiefen Einkommen auch deshalb eine Fahrkarte in die Hauptstadt, um die Arroganz und Doppelmoral der Washingtoner Elite anzuprangern. Etwas scheint hier zerbrochen zu sein. Trump brauchte diese Leute gar nicht auf die Strasse zu treiben. Sie kamen von allein. Wohl deshalb, weil sie die Nase voll haben, jahrein, jahraus von den Demokraten und ihren Medien als Nazis, Rassisten, Frauenhasser und «beklagenswerte» Hinterwäldler denunziert zu werden, während linke Mobs praktisch unbehindert prügeln und brennen, Denkmäler stürzen, Gerichte und Polizeistationen stürmen dürfen. Trotz seinen Entgleisungen trauen sie eher Trump als den etablierten Institutionen.

### Genie der Unzerstörbarkeit

Die Tech-Titanen um Twitter-Chef Jack Dorsey, den Rasputin mit dem Nasenring, werden diese Unzufriedenen mit der Guillotine ihrer «Cancel Culture» weder einschüchtern noch zum Verschwinden bringen. Die Demokraten haben panische Angst vor diesem Reservoir von 74 Millionen Trump-Anhängern. Diese könnten ihrem Idol in vier Jahren ein Comeback beschere. Darum muss der so Gefürchtete nun per Impeachment in Lichtgeschwindigkeit erledigt werden, für immer. Trump wirkt inzwischen etwas wie der Kampfbote «Terminator» seines heutigen Gegenspielers Arnold Schwarzenegger, der immer sein wollte wie Trump, es aber doch nie schaffte und darum zu den Feinden überlief. Angeschossen, mit abgerissenen Beinen unter dem Hämmern einer Stanzmaschine wie im Film robt und fightet Terminator Trump weiter. Und niemand weiss, ob dieses Genie der Unzerstörbarkeit auf einen Abgrund schmelzenden Eisens zusteuert oder auf einen glorreichen Sonnenaufgang im Weissen Haus 2024. R. K.

## Victor Davis Hanson, Marco Cortesi, Frauen sind die besseren Spione, Anleitung zum Seitensprung

Sofort nachdem Trump-Anhänger das Kapitol gestürmt hatten, stand für die Massenmedien und Kommentatoren der Schuldige fest: Präsident Trump habe seine Anhänger zu Gewalt angestiftet und den Angriff ausgelöst. Urs Gehriger hat den Historiker und Bestseller-Autor Victor Davis Hanson zu dem brisanten Thema befragt. Hansons Buch «The Case for Trump» wurde von der Kritik rundum gelobt. Er sagt, Belege, dass Trump Gewalt befürworte, lägen nicht vor. Hanson interpretiert die massive Front gegen Trump als Rachefeldzug von dessen erbitterten Feinden. «Leute, die ihn unterstützt haben, werden verhetzt. Man versucht, ein Klima der Angst zu schaffen.» Viele der 74 Millionen Trump-Wähler hätten «kein Vertrauen mehr in das System». Der neue Präsident, Joe Biden, der sich als Versöhner präsentiert, werde das Land nicht einen. «Er wird niemanden heilen. Dazu ist er nicht fähig.» Und an die Adresse Europas gerichtet, warnt Hanson vor falschen Hoffnungen. «Die Leute um Biden reden viel über Verbündete, aber ich glaube nicht, dass sie irgendetwas für irgendjemanden tun werden.» **Seite 16**

Im letzten Sommer gastierte unser Reporter Roman Zeller auf der Hauptwache der Stadtpolizei Zürich – beruflich, wohlgermerkt. Dort lief ihm Mediensprecher Marco Cortesi über den Weg, der gerade seinen Rücktritt per Ende Januar 2021 bekanntgegeben hatte. Weil in jenen Tagen Menschen weltweit gegen

Polizeigewalt gegenüber Schwarzen demonstrierten, sagte Zeller zu Cortesi: «Sie, ich hätte da ein paar Fragen.» Cortesi aber meinte: «Weltwoche? Heikel.» Ein halbes Jahr später hat er uns trotzdem zum grossen Gespräch über sein Leben empfangen. **Seite 28**

Fremdgehen ist in unserem Kulturkreis verpönt, und doch tun es viele, Männer wie

Frauen. Allein schon die Tatsache, dass auch Frauen in festen Beziehungen Unmengen an Geld ausgeben und die härtesten Strapazen auf sich nehmen, um attraktiv zu bleiben, während ihre Ehemänner bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten sich aufplustern wie Gockel auf Brautschau, weist darauf hin, dass zumindest der Flirt mit dem Seitensprung bei den meisten Menschen allgegenwärtig ist. Wie gehen wir mit dieser Ambivalenz um? Kollege Alex Baur versucht, dem Dilemma empirisch auf den Grund zu gehen. Ein generell gültiges Rezept hat er nicht gefunden, sehr wohl aber ein paar Tipps für den Umgang mit den Instinkten. **Seite 34**

Die Hauptquartiere der Geheimdienste waren einst von Männern besetzt. Frauen kamen als «Honigtöpfe» zum Einsatz, um männlichen Geheimnisträgern Informationen zu entlocken. Das ist zwar weiterhin so. Aber die klare Rollenverteilung ist Geschichte: In Spionagezentren der USA, Australiens oder Israels sind Frauen federführend. Jüngstes Beispiel für den Aufstieg der Agentinnen in die Chefetagen ist Avril Haines, die künftig die Top-Spionin der USA sein wird. In Australien leitet Rachel Noble die Abwehr, und in Israel sind Frauen ebenfalls in Top-Positionen vertreten. Warum? Ein ehemaliger Mossad-Chef sagt: «Wenn sie gut sind, sind sie eben sehr gut.» **Seite 42**

*Ihre Weltwoche*

# Nase voll? Ein Fall für uns.

Hals-, Nasen-, Ohrchirurgie. Eines der  
Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie  
und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



The Spotlight Squad

Charlize Theron  
Misty Copeland  
Yao Chen



CHRONOMAT

  
**BREITLING**  
1884

**BREITLING BOUTIQUE**  
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE  
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

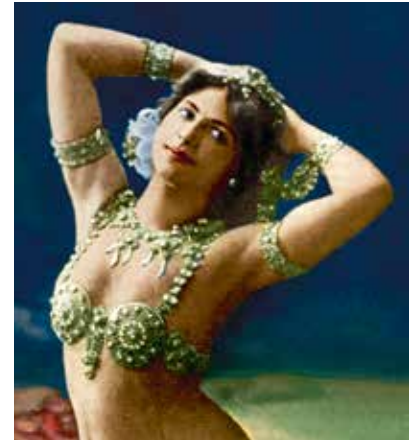




*Sturm aufs Kapitol:* Seite 16



*Eine Prise Eifersucht:* Seite 34



*Geheime Mission: Mata Hari.* Seite 42

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Masseneinwanderung trotz Lockdown
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Béla Batthyany
- 10 Tagebuch  
Roman Kilchsperger
- 13 Bern Bundeshaus  
Carlo Sommarugas Intrige gegen Cassis
- 14 Blick in die Zeit
- 16 «Sie wollen Trumps Namen auslöschen»  
Analyse mit dem Historiker und  
Bestsellerautor Victor Davis Hanson
- 20 Personenkontrolle
- 20 News Von Stieren in  
Washington und Uri
- 22 Mörgeli Rekrutenschule  
in der Home-Kaserne
- 22 Bundesrat in den Lockdown  
Das Versagen der Behörden
- 23 Peter Bodenmann  
2021 wird alles gut
- 24 Corona in Zahlen  
Tödliche Nebenwirkungen
- 26 Global, nicht europäisch  
Die britische Botschafterin Jane Owen
- 27 Katharina Fontana  
Die Normalität bleibt vertagt
- 28 Marco Cortesi «Ich glaube, dass der  
Mensch grundsätzlich gut ist»
- 32 Gefährdete Philosophie  
Plädoyer für die Trunkenheit

- 33 Kurt W. Zimmermann  
Learning by Doing bei der NZZ
- 34 Anleitung zum Fremdgehen  
Der Mensch ist nicht monogam
- 36 Zweierlei Mass  
Linke Bilderstürmer, rechte Bilderstürmer
- 37 Keine Hilfe von der Kesb  
Der Fall eines handicapierten Manns
- 38 Moralwächter vom Silicon Valley  
Zensur von Twitter, Facebook & Co.
- 40 Rechnung ohne Wirte  
Wie Bern die Beizer in den Ruin treibt
- 41 Körzis Hollywood
- 42 Warum Frauen die besseren Spione sind  
Von Mata Hari bis Fang Fang
- 43 Inside Washington
- 44 Dann kam der Götterspruch  
Joachim Starbatty über die Euro-Politik
- 47 Henryk M. Broder Berliner Luft
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe Henri Kardinal Schwery,  
Jonas Neubauer
- 50 Beat Gygi  
Der blinde Fleck der Klimajugend

## LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Wirbelwind der Poesie  
Friederike Mayröckers Sprachmacht
- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Sprache  
Mit Fug und Flat
- 58 Voluminöse Träume  
Die Comiceihe «Little Nemo»

- 60 Serie  
«Die Anschuldigung»
- 61 Klassik  
Danjulo Ishizaka, Shai Wosner
- 61 Alben für die Ewigkeit  
Nirvana: «Nevermind»
- 62 Schlager  
Caterina Valente
- 63 Pop  
Badmómzjay
- 63 Jazz  
Border 4tet

## LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Fragen Sie Dr. M.
- 71 Mittagessen mit ... Ilona Schmiel,  
Intendantin Tonhalle-Orchester
- 72 Warum ich Heavy-Metal-Fan bin  
Essay von Elif Shafak
- 74 Tamara Wernli  
«Gebärende Personen»



# Traditionelle Albisgüetli-Tagung 2021 der SVP des Kantons Zürich

Freitag, 15. Januar 2021, ab 19.00 Uhr

**Alle sind eingeladen,  
live online mit dabei zu sein!**  
(Oder auch später als Aufzeichnung)

## Referenten:



**Christoph Blocher**  
alt Bundesrat



**Guy Parmelin**  
Bundespräsident

- **Ab 17 Uhr «Online-Apéro»:** Möglichkeit zum Austausch mit anderen Gästen der Albisgüetli-Tagung, Anmeldung unter [svp-zuerich.ch/agt](https://svp-zuerich.ch/agt)
- **Ab 19 Uhr Live-Übertragung** der Reden von alt Bundesrat Dr. Christoph Blocher und Bundespräsident Guy Parmelin sowie des Grusswortes von SVP-Kantonalpräsident Benjamin Fischer

## Live auf:

Internet: [www.svp-zh.ch](https://www.svp-zh.ch)  
Facebook: [facebook.com/albisgüetli/](https://facebook.com/albisgüetli/)  
Youtube: [youtube.com/watch?v=dYO\\_qbNWBNU](https://youtube.com/watch?v=dYO_qbNWBNU)  
Instagram: [instagram.com/svpzuerich/](https://instagram.com/svpzuerich/)



Die grösste politische Veranstaltung der Schweiz

Mit einer Spende auf IBAN CH32 0900 0000 8762 7681 2 unterstützen Sie die Durchführung der grössten politischen Tagung in der Schweiz.  
Mit herzlichem Dank für Ihre tatkräftige Unterstützung!

# Masseneinwanderung trotz Lockdown

Während 2020 das Leben in der ganzen Schweiz drastisch eingeschränkt war, zogen so viele Menschen ins Land wie seit Jahren nicht mehr.

Marcel Odermatt

Der Wirtschaftseinbruch erreicht für die Schweiz historische Dimensionen. Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) prognostiziert, dass die ökonomische Leistung im vergangenen Jahr um 3,3 Prozent fällt. Im Vergleich zu anderen Staaten – Deutschland rechnet beispielsweise mit einem Minus von rund 5 Prozent – kommt die Eidgenossenschaft zwar glimpflich davon. Trotzdem bedeutet das den stärksten Abschwung seit 1975. Die sogenannte Erdölkrise stürzte die Welt vor bald einem halben Jahrhundert in eine schwere Rezession.

Der dem Virus verschuldete Absturz hat Auswirkungen auf die Zuwanderung, und zwar verblüffende. Während viele Angestellte und Firmen um Jobs und Existenz bangen, bewegt sich der Zustrom von Ausländerinnen und Ausländern nach Helvetien auf Rekordkurs. Von Januar bis November 2020 entspricht der Wanderungssaldo – das heisst die Einwanderung minus Auswanderung – laut den neusten Zahlen des Staatssekretariats für Migration (SEM) 58 811 Frauen und Männern. Das ist der höchste Wert seit 2015. Damals drängten in den ersten elf Monaten unter dem Strich gar 69 134 Personen in die Alpenrepublik zwischen Lac Léman und Bodensee.

## Schlagbäume runter

Dabei war es lange schwierig, überhaupt in die Schweiz zu reisen. Die Behörden liessen im Kampf gegen Corona die Schlagbäume runter, verboten Reisen und beschnitten die Bewegungsfreiheit. Auch die Unternehmen reagierten auf die unsicheren Zeiten. Boris Zürcher, Leiter der Direktion für Arbeit beim Seco, spricht von einem eigentlichen Einstellungsstopp, den viele Firmen nach der Verkündung des Herunterfahrens der Wirtschaft am 16. März verhängt hätten. Die Rekrutierungsprozesse vieler Firmen seien «gebremst, und es ist zu einem abrupten Rückgang des Stellenangebots gekommen», so Zürcher.

Doch trotz Abschwung, Shutdown und Grenzschiessungen zählte die Schweiz von Anfang Januar bis Ende November 91 142 Per-

sonen aus der EU, der Efta und dem Vereinigten Königreich, die das Land im Herzen Europas neu ihr Zuhause nennen. Das entspricht nur marginalen 0,3 Prozent weniger als in der gleichen Zeit des Vorjahres. Gleichzeitig verliessen 49 406 Angehörige dieser Staaten die Schweiz wieder, das entspricht einem Minus von 12,3

*Die Zahl der Ausländer ohne Job stieg innert Jahresfrist um gut 22 272 auf 80 073 Menschen.*

Prozent im Vergleich zur Vorjahresperiode. Auf den Familiennachzug hatte die Jahrhundertpandemie ebenfalls keinen spürbaren Einfluss. Mit 35 421 Personen zügelten 2020 nur unwesentlich weniger hierher als im Vorjahr (minus 5,9 Prozent).

## Parallel zur Wirtschaftsentwicklung?

In Krisenzeiten bleibt die Schweiz attraktiv für Zuzügler. Gleichzeitig verspürt eine

kleinere Anzahl von Menschen Lust, wieder in ihre Heimatländer zurückzukehren. Das wirkt sich direkt auf die Arbeitslosigkeit aus. Die Zahl der Ausländerinnen und Ausländer ohne Job stieg innert Jahresfrist um gut 22 272 auf 80 073 Menschen, wie das Seco am Freitag bekanntgab. Boris Zürcher spricht von «einem signifikanten, massiven Einbruch der Beschäftigung in der Schweiz, insbesondere bei den Ausländern».

Dass es nicht noch mehr Betroffene gibt, ist nur dem unvergleichlichen Ausbau der Kurzarbeitsentschädigung zu verdanken. 2019 gab der Bund für diese Sozialversicherung 27 Millionen Franken aus, 2020 beziffert das Seco den Aufwand auf schwindelerregende 9,2 Milliarden Franken.

Volkswirtschaftsexperten und politische Anhänger der Personenfreizügigkeit werden nicht müde, zu betonen, dass der Zustrom von Menschen in die Schweiz parallel zur Wirtschaftsentwicklung verläuft. Ihre tausendfach auch in Abstimmungskämpfen repetierte Theorie: In guten ökonomischen Zeiten kommen viele Zuzügler in das Land, stottert der Motor oder geht er gar aus, wie 2020 passiert, nimmt die Immigration ebenfalls drastisch und sofort ab.

## Leistungen des Sozialstaats

In der Covid-19-Pandemie zeigt sich nun, dass diese Annahme nur bedingt stimmt. Es sind nicht nur wirtschaftliche Gründe, die eine Rolle spielen, ob Menschen in einem Land leben wollen. Es geht um das ganze Paket wie Ausbau und Leistungen des Sozialstaats, Gesundheits- oder Schulwesen oder Sicherheit und Infrastruktur.

Dieser Befund ist eine Erklärung für den verblüffenden Immigrationsverlauf im vergangenen Jahr. Nur wenn die Verantwortlichen die Einwanderung als komplexes System begreifen, kann die Politik in Zukunft die richtigen Weichen stellen und Anreize schaffen. Das Beispiel von 2020 böte auf jeden Fall Grund genug, bei diesem Thema ganz grundsätzlich über die Bücher zu gehen.





# Lieber Béla Batthyany

Ich mag Ihnen den Erfolg mit «Wilder» gönnen. Bin fast stolz, dass «unser» Fernsehen so etwas kann. Die dritte Saison spielt in La Chaux-de-Fonds, «der vergessenen Stadt», wie SRF in Ankündigungen schreibt. Damit beginnt mein Problem.

Schon bei der ersten Szene war ich schockiert: Warum ermitteln in der «vergessenen Stadt» (warum «vergessen»?), die natürlich einen andern Namen trägt, aber sofort als unsere «La Tchaux» erkannt wird, bernische Ermittler mit BE-Autonomnummern und bernischem Dialekt? Und warum sprechen nur Verdächtige Französisch, die erst noch arabische Namen tragen?

Sie werden als Drehbuchautor sagen, die Serie spiele irgendwo, die Stadt sei eine international compatible Kulisse. Warum dann BE-Nummern, Berner Ermittler? Warum dann Französisch für die Kleinkriminellen?

Sie wissen offenbar nicht, wie wichtig die sprachliche Territorialität gerade für uns



Die Guten und die Verdächtigen:  
Drehbuchautor Batthyany.

Einwohner des Jurabogens ist, wo auch zugezogene Deutschschweizer immer nur Französisch sprechen. Und wo ein Polizist aus Bern, ob Bupo oder Kapo, Französisch beherrschen muss oder heimgeschickt wird.

In einer Zeit, in der alle unter dem Druck stehen, gendergerecht und inklusiv zu for-

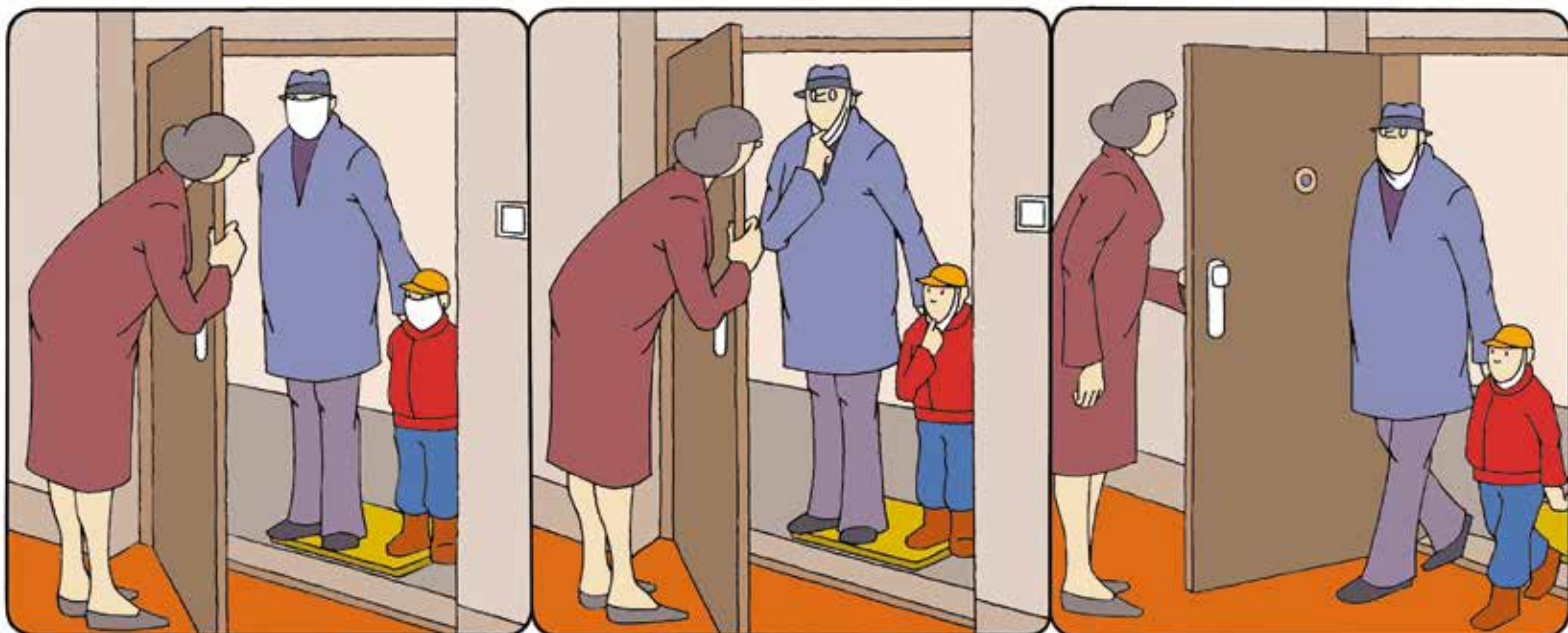
mulieren, niemanden sprachlich zu diskriminieren, ist es für mich unverständlich, dass Sie die Sprache so unsensibel einsetzen. Sie beleidigen damit auch alle echten Berner Kriminaler, die in «Wilder» nur rudimentär Französisch verstehen und nach einem Satz gleich ins breiteste Berndeutsch zurückfallen. So ist es eben gerade nicht.

Kurz: Warum sprechen die Guten Deutsch und die Verdächtigen Französisch? Ich empfinde es als pure Arroganz. Aber vielleicht ist es auch nur Ausdruck der legendären Ignoranz gegenüber den Romands.

Lassen Sie doch einfach alle Züri-Englisch sprechen, auch die arabischen Coiffeusen, dann verletzen Sie wenigstens das Sprachempfinden aller Schweizer(innen). Nicht nur das einer Minderheit.

Mit freundlichen Grüßen  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Roman Kilchsperger



**I**ch fühle mich Alain Berset verbunden, seit wir im Sommer 2012 an derselben Pissoirwand gestanden haben. Das mögen Leserinnen jetzt vielleicht nicht verstehen, aber wir Männer sind da anders: Nirgendwo fühlen wir uns verletzlicher als an öffentlichen Pinkelbecken. Darum vergisst auch kein Mann je, wo er wann neben welchem VIP am Urinal gestanden hat.

Nummer eins auf meiner Promi-Pissoir-Liste ist der brasilianische Fussball-Weltmeister Lúcio, knapp dahinter, eben, Alain Berset. Aber wenn Corona weiter so wütet, wird der Gesundheitsminister dem Fussballstar die Spitzenposition bald abluchsen.

Lúcio hat seinen Vorsprung bisher nur halten können, weil Betserts Medienkonferenzen in den Zeiten der Pissoir-Erfindung hängengeblieben sind, also vor rund 200 Jahren. Da steckt null Pathos drin, null Inszenierung, auch null News. Alles stand schon vorgestern in der Zeitung.

Unerklärlich zudem, dass die Vorstellungen nachmittags angesetzt werden. Prima natürlich für die Risikogruppe, aber bereits jene im Home-Office müssen passen. Es sei denn, sie stellen sich den Wecker.

Lúcio wurde 2002 zwar auch um 15 Uhr mitteleuropäischer Zeit Weltmeister, aber der Final fand ja auch in Japan statt. Gut, aus Verbundenheit mit Alain Berset verfolgte ich seine letzte Vorführung trotzdem. Wirklich spannend war aber auch diesmal nur die Frage, ob die Gebärdensprachdolmetscherin sein Sprechtempo halten konnte.

**B**leiben wir beim Mittwoch, 7. Januar. DJ Ötzi wird fünfzig. Also eigentlich Gerry Friedle. Ich spreche ihn aber mit Ötzi an.

Oder mit Party-Luder. Wir haben zwar viele Sendungen gemacht, aber ich weiss trotzdem nicht, ob er will, dass ich ihn Gerry nenne.

Ich schreibe ihm auf dem Handy ein paar Zeilen. Einfach, weil ich ihn schätze. Zehn Minuten dauert es, bis er mich anruft. «Roman, schönöö, dass ami denksch! Aber da Frau wär mer lieber gwesn», höhnt er. Kommt vor, dass alte Kameraden Viola, meine Frau, cooler finden als mich. Gewohnheitssache.

Sechzehn Millionen Mal sind Ötzi-Werke inzwischen verkauft worden. Ötzi ist also nicht am besungenen «Stern» kleben geblieben, es ist aber weiterhin sein grösster Kracher. Sagenhafte 118 Wochen leuchtete «Ein Stern» seit Februar 2007 in der Schweizer Hitparade.

Ich las Studien, die davon handelten, ab welchem Alkohol-Promillewert einen der Text eines Hits verlässt. Er liegt irgendwo bei 2,3 und womöglich drüber bei Ötzis «Stern».

Wer DJ Ötzi mal bei einer Show oder Sendung zu Besuch hat, soll die letzte halbe Stunde vor dem Auftritt mit ihm plaudern. Nicht über Musik, einfach so, übers Leben. Wenn das Licht angeht, hat man Ruhepuls. Alles Gute, Gerry!

**W**ochenende, Ampel-Stopp in Zollikerberg. Meine beiden Jungs sitzen mit mir im Auto. Ich erzähle ihnen von dem Verbrechen, das sich 1993 hier zutrug. Die zwanzigjährige Pasquale Brumann verlor auf tragische Weise ihr Leben, die Schweiz trauerte. Ich erinnere mich, wie ich als junger Radioreporter den Fackelzug durchs Dorf begleiten musste. Beschämt, mit einem Mikrofon in der Hand.

Abends schaue ich mir nach vielen Jahren den Dok-Film dazu von Denise Chervet auf Youtube wieder einmal an – «Mord im Hafturlaub». Schon zu dieser Zeit wirkten die

Rechtfertigungen des damaligen Zürcher Justizdirektors Moritz Leuenberger hilflos. Aus heutiger Sicht nur noch feige.

Viele Jahre später lernte ich Pius Schmid, seinerzeit Sonderstaatsanwalt, kennen. Trotz seinen Warnungen verhinderte Leuenberger den Tod von Pasquale nicht. Der Alt-Bundesrat hat diese Leiche immer noch im Keller, auch bald 28 Jahre danach.

**N**euer Tag, bis 7.30 Uhr geschlafen. Herrlich! Es scheint ein guter Tag zu werden – bis ich mir das Video auf Blick-TV anschau, in dem der Fussballchef fordert, dass an Spielen künftig die geimpften Fans von den ungeimpften getrennt werden. Im Ernst jetzt? Den Journalisten kenne ich zum Glück. Ich werde ihm bei der nächsten Gelegenheit ein Sedativum verabreichen.

Heute habe ich Frühschicht bei Energy Zürich. Zu Gast ist Marco Cortesi. Er geht in Rente, nach 37 Jahren bei der Stadtpolizei. Die letzten vierzehn Jahre war er deren Informationschef und deren Gesicht. Dass Popularität die Pension erschweren kann, wissen wir spätestens seit Daniel Koch.

«Ich finde es schade, dass die Redaktoren nicht mehr so hartnäckig sind wie früher», klagt Cortesi zum Schluss. «Sie stellen kaum mehr kritische Fragen.» Na ja, sollte man auch nicht mehr tun, wenn man keinen Ärger will. Zudem haben viele Journalisten schon länger keine Lust mehr auf Frontarbeit. Sie betreiben lieber ihre Podcasts. Das bietet den Vorteil, dass sie sich ihre Fragen gleich selbst beantworten können.

Roman Kilchsperger, 50, ist Moderator bei Energy Zürich und blue Sport.



# WELTWOCHEN daily



Neu auch  
als App  
Jetzt «weltwoche daily»  
downloaden im  
App Store oder  
Google Play Store

[www.weltwoche-daily.ch](http://www.weltwoche-daily.ch)

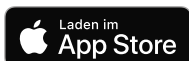
## Menschen und Meinungen Jetzt neu: täglich aktuell

### Die Weltwoche baut ihr Online-Angebot aus

- Montag bis Freitag, um Punkt 6 Uhr 30.
- Pointierte Meinungen zu den wichtigsten Themen von unseren Redaktoren und prominenten Gastautoren.
- Konzentration aufs Wesentliche, kurz und klar.
- Meinungsvielfalt über alles.

Die andere Sicht, unabhängig,  
kritisch, gut gelaunt.

Jetzt kostenlos testen auf  
[www.weltwoche-daily.ch](http://www.weltwoche-daily.ch).



**City Lights AG**

Mühlegasse 13  
CH-8001 Zürich

T +41 44 811 27 47  
info@citylights.ch

**KOPIE AN DIE PRESSE,  
AN HAUSBESITZER UND  
AN LADENMIETER****Amt für Städtebau Stadt Zürich**

Herr [REDACTED] (Amt für Reklame)

Lindenhofstrasse 19 - Postfach  
8021 Zürich

09.11.2020

**NEU: SCHAUFENSTERPOLIZEI und ZENSUR !!!**

Sehr geehrter Herr [REDACTED], sehr geehrte Damen und Herren

Wir beziehen uns auf ihre Schreiben von anfangs Oktober 2020 an diverse Hausbesitzer mit uneingeschriebener Kopie an die City Lights AG.

Wir haben keine unbewilligte Reklameanlage installiert. Schaufenster und Vitrinen sind bereits bewilligte Werbeanlagen. Für uns wie auch für alle Hausbesitzer und Mieter von Geschäftslokalen gilt die Handels- und Gewerbefreiheit. Wir verstossen nicht gegen Anstand und Sitte. - Das Amt für Reklame hat weder das Recht noch die Pflicht, bei der Gestaltung und Ausstattung von Vitrinen und Schaufenstern mitzureden, geschweige denn zu zensurieren.

Auch Hausbesitzer und Ladenmieter in der Zürcher Altstadt haben das Recht, ihre bewilligten Vitrinen- und Schaufensteranlagen wie eh und je für Werbung zu nutzen. Auf welche Art und Weise, ob digital oder konventionell und ob mit Eigen- oder Fremdwerbung, darf den Staat nicht interessieren.

Werbung im Allgemeinen und genauso Werbung in Schaufenstern und Vitrinen soll, muss und darf gewinnbringend gestaltet werden. Das gilt für Eigenwerbung wie für Fremdwerbung. Allfällige Immissionen gehen im Gleichschritt.

Die Ausstattung von Schaufenstern und Vitrinen mit digitalen Mitteln ist heute an der Tagesordnung, in der Altstadt, in der Innenstadt und im ganzen Land. - Screens, welche in Schaufenster und Vitrinen hineingestellt worden sind, können wie jede Dekoration sekundenschnell ausgewechselt und durch Gegenstände ersetzt werden. - Es ist absurd und unvorstellbar, wenn man nach dem Gusto des Amtes für Reklame nach jeder Aenderung eine Bewilligung beantragen müsste. - Das hat uns gerade noch gefehlt, im digitalen Zeitalter und während der Coronakrise.

Offensichtlich und eigenartig ist ferner, dass Sie in der Vergangenheit immer nur die Screens der City Lights AG beanstandeten. - Bitte stellen Sie ihr schikanöses Verhalten gegen mich und meine Firma und auch gegen andere Hausbesitzer und Ladenmieter ein. Ihr Vorgehen ist Amtsmissbrauch.

Die stadtzürcherischen Wuchermieten für digitale Werbeanlagen auf öffentlichem Grund (über CHF 200'000.-- pro Screen und Jahr) können wir uns nicht leisten.

Mit freundlichen Grüssen

**City Lights AG**

jürg knecht (Inhaber und seit 1972 in der Plakatwerbung tätig)  
+41 79 402 71 26



# Carlo Sommarugas Intrige gegen Cassis

Der Genfer SP-Ständerat forciert wegen ihm unliebsamen Personalien im Aussendepartement Ermittlungen gegen den Tessiner FDP-Bundesrat. Das Zerwürfnis der beiden reicht weit zurück.

Zuerst waren es bloss kleinliche Zänkereien zwischen der Zentrale in Bern und einzelnen Botschaftern, die mit ihrer Versetzung nicht einverstanden waren. Dann wurde daraus in Hinterzimmern eine Intrige gegen Aussenminister Ignazio Cassis geschmiedet.

Mittendrin, als einer dieser Ränkeschmiede, sass wieder einmal der Genfer Ständerat Carlo Sommaruga (SP). Als wäre da eben ein Riesenskandal geplatzt, verlangte er von der Geschäftsprüfungskommission (GPK) eine Untersuchung der letzten Botschafter-Rochade. Und der Präsident der zuständigen GPK-Subkommission traktandierte dies auch noch für die nächste Sitzung.

Der Genfer lässt keine Gelegenheit aus, um den FDP-Bundesrat in ein schlechtes Licht zu rücken. Hinterher spielt er dann immer das Unschuldslamm: «Ich führe keinen Kampf gegen den Aussenminister. Ich engagiere mich nur für eine mutige Aussenpolitik. Das tue ich, seit man mich nach Bern gewählt hat, egal, ob nun Micheline Calmy-Rey (SP) oder Didier Burkhalter (FDP) das Departement für auswärtige Angelegenheiten geleitet hat.»

## Völlig gegen den Strich

Man muss aber nicht viel von Aussenpolitik verstehen, um zu merken, dass dem linken Sommaruga besonders die Aussenpolitik des rechten Cassis völlig gegen den Strich geht. Cassis gewichtet die Eigeninteressen der Schweiz höher als seine zwei Vorgänger, die die Welt von allem Übel erretten wollten und dafür zu allen friedenspolitischen Happenings pilgerten.

Das passt vielen links angehauchten Diplomaten im Aussendepartement (EDA) und auch linken Aussenpolitikern wie Sommaruga nicht. Dieser wirft Cassis denn auch vor, dass er nie oder selten über Menschenrechte redet. Er kreidet ihm weiter an, dass er nicht mit mehr Herzblut versucht, Leute an einflussreichen Schalthebeln der Uno zu platzieren. Auch wie der Tessiner mit dem in der Schweiz umstrittenen Uno-Migrationspakt verfahren ist, passt dem Genfer nicht in die eigene politische Agenda.



Revanche: Ränkeschmied Sommaruga.

Geht es ihm wirklich immer bloss um die Sache? Ist das anhaltende Sperrfeuer gegen den EDA-Chef nicht Teil eines Plans oder einer Intrige, den bei der Linken verhassten Aussen-

## Der Genfer giftete gegen den FDP-Bundesrat, er übernehme die Positionen Israels.

minister sturmreif zu schiessen? Sommaruga wehrt sich gegen den Vorwurf, dass die ständige Kritik an Cassis darauf abziele, das Terrain für eine Abwahl des FDP-Bundesrats vorzubereiten.

## Im Massstab Swissminiatur

Angefangen haben Sommarugas Attacken gegen Cassis schon vor dessen Wahl in den Bundesrat. Als einer der wenigen zog er damals gegen ihn vom Leder. Es stelle sich die Frage, wer die Anliegen des Tessins am besten vertreten könne. Dies müsse nicht zwingend Cassis sein, sagte er damals zur Kandidatur des Tessiners. Es missfiel ihm auch, dass Cassis von der SVP unterstützt wurde.

Es gibt aber noch andere Gräben. Cassis gehörte als Parlamentarier der Gruppe Schweiz-Israel an, Sommaruga ist Präsident der Gruppe Schweiz-Palästina. Der Genfer giftete in der Vergangenheit gegen den FDP-Bundesrat, er übernehme die Positionen Israels. Das sei aber nicht die Position der Schweiz zum Nahostkonflikt.

Aber für ihn ist es völlig in Ordnung, dass er einseitig auf die Palästinenser schießt. Das Verhältnis zwischen Sommaruga und Cassis ist also in etwa so, wie die Fronten zwischen Israel und Palästina, nur eben im Massstab Swissminiatur.

## Die Werbetrommel gerührt

Den Tiefpunkt erreichte man, als der Aussenminister nach einem Besuch im Nahen Osten die rhetorische Frage aufwarf, ob das Uno-Hilfswerk für Palästinenser (UNRWA) nicht Teil des Nahostproblems sei. Es war, als hätte Cassis ein Sakrileg begangen.

Auch Sommaruga polterte drauflos. Es gehe nicht an, dass ein Bundesrat ein Uno-Hilfswerk derart kritisiere. Als das EDA zwei Jahre später, gestützt auf kritische Berichte über dieses Hilfswerk, die Zahlungen zeitweise einstellte, ging Sommaruga abermals auf Cassis los. Andere Parlamentarier sind indessen der Meinung, es sei legitim, wenn man bei den langjährigen finanziellen Engagements der Schweiz genauer und kritischer hinschaue.

Dass sich das lohnt, zeigt eine andere Geschichte, in die auch Sommaruga selber involviert ist. Der Genfer ist Präsident der Hilfsorganisation Solidar Suisse, die von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) viel Geld erhält. Wie sich herausstellte, wurde ein Teil dieser Gelder auch dazu verwendet, für die linke Konzerninitiative die Werbetrommel zu rühren. Das ist nicht zulässig.

Als der Fall jüngst bekannt wurde, musste Solidar Suisse gegen 24 000 Franken zurückzahlen. Seither ist der SP-Nationalrat erst recht schlecht auf den FDP-Bundesrat zu sprechen. Nun revanchiert er sich, indem er wegen Nichtigkeiten die parlamentarische Aufsicht einschaltet.

# BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



**G**ute Literatur beschreibt Wirklichkeit als Fiktion. Schlechter Journalismus beschreibt Fiktion als Wirklichkeit.

Büchner-Preisträger Lukas Bärfuss hat für den *Blick* einen Essay über den Sturm auf das Kapitol in Washington verfasst. Am Ende landet er bei den Medien in der Schweiz. Er warnt vor dem «Gift der Desinformation».

Als Abwehrmittel bringt Bärfuss die SRG in Stellung. Allerdings ortet er ein Problem bei deren Finanzierung. Mit Journalismus lasse sich kein Geld verdienen. Man bezahle ihn mit Werbeeinnahmen oder Subventionen. «Trotzdem schauen hierzulande alle zu, wie gerade in diesen Monaten die öffentlich-rechtlichen Medien unverschuldet den finanziellen Hungertod sterben.»

Nun hat die SRG ein Budget von 1,5 Milliarden Franken pro Jahr. Davon stammen 1,25 Milliarden Franken aus garantierten Subventionen. Die SRG verfügt damit über die bestdotierten Redaktionen der Schweiz.

Trotzdem ist Bärfuss alarmiert, denn die SRG erzielt 100 Millionen Franken weniger Werbeeinnahmen als noch vor ein paar Jahren. Unerwähnt lässt er, dass sie dafür 50 Millionen Franken mehr Subventionen erhält. Unter dem Strich muss die SRG also 50 Millionen Franken pro Jahr sparen. Das sind 3 Prozent ihres Budgets. Ein Gesunder, der 3 Prozent seines Gewichts verliert, stirbt keinen Hungertod.

Was Bärfuss macht, ist klassische Desinformation. Die Wirklichkeit, die er beschreibt, gibt es nur in seinem Kopf.

**H**umor ist in Deutschland eine ernste Sache. Schon Goethe schrieb von seinen «sehr ernststen Scherzen».

Komiker Oliver Pocher ist kein Goethe, aber an der Ernsthaftigkeit seiner Scherze lässt er keinen Zweifel. Regelmässig veröffentlicht er in den sozialen Medien seine «Bildschirmkontrolle». Darin zieht er über Prominente und Halbprominente her, die ohnehin am Boden liegen oder sich sonst schlecht wehren können.

Dieser Tage widmet er sich dem irrlüchternen Schlagersänger Michael Wendler. Dieser fragte kürzlich, ob Corona-Deutschland ein «KZ» sei. Das war so geschmacklos

*Die Wirklichkeit, die Lukas Bärfuss beschreibt, gibt es nur in seinem Kopf.*

wie dumm, was Wendler selber merkte. So versuchte er, sich herauszureden, mit «KZ» habe er «Krisenzentrum» gemeint.

Pocher reagierte darauf mit einem fünfzehnminütigen Wutausbruch. «Von morgens bis abends, dein ganzes Leben, laberst du Schrott.» Das Ganze gipfelte in dem Aufruf: «Hey Instagram, tut dem Wendler doch jetzt mal den Gefallen und macht den Instagram-Account zu.»

Die Lust an der Zensur ist unter deutschen Humorarbeitern verbreitet. Satiriker Jan Böhmmermann – der Oliver Pocher für Goethe lesende Abiturienten – schreibt auf Twitter ohne erkennbare Ironie: «Nach einem Jahrzehnt der <Unterzensur> können wir jetzt ja mal ein Jahrzehnt der <Überzensur> in sozialen Netzwerken ausprobieren!»

Liberaler sind britische Humoristen. Prominente Künstler, darunter John Cleese (Monty Python), kritisieren die *cancel culture*. Rowan Atkinson («Mr. Bean») spricht von der «digitalen Entsprechung des mittelalterlichen Mobs,

der durch die Strassen zieht und jemanden zum Verbrennen sucht».

Einmal mehr gilt: Man orientiert sich besser an den Briten als an den Deutschen.

**E**pidemiologe Christian Althaus hat die Covid-Task-Force des Bundesrats verlassen. «Die Politik muss endlich lernen, der Wissenschaft auf Augenhöhe zu begegnen», schreibt er dazu. Dass sich der Bundesrat erlaubt, die Schweiz zu regieren, stört den machthungrigen Forscher offensichtlich.

Virologin Isabella Eckerle springt dem beleidigten Kollegen zur Seite. «Es tut wirklich weh, anzuschauen, wie international anerkannte Wissenschaftler darum kämpfen müssen, von der Politik gehört zu werden.»

Hat der Bundesrat einen Einstein der Epidemiologie vergrault? Man darf Entwarnung geben: «International anerkannte Forscher» von seinem Kaliber gibt es in der Schweiz noch den einen oder andern.

Althaus ist über vierzig, aber immer noch Privatdozent an der Universität Bern. 2020 veröffentlichte er nur zwei wissenschaftliche Papers. Task-Force-Chef Martin Ackermann kommt auf acht, R-Wert-Berechnerin Tanja Stadler auf fünfzehn Publikationen. Beide sind Professoren an der ETH.

Was Althaus an akademischen Meriten fehlt, macht er mit Sendungsbewusstsein wett. Obwohl er in der Task-Force sass, wandte er sich regelmässig über die Medien an den Bundesrat und stiftete so Unruhe.

Althaus sagt, er möchte sich nun stärker der Forschung widmen. Das muss er auch, will er noch Professor werden. Sein Rückzug aus der Task-Force ist eine gute Sache: für ihn selber und für das Land.





Bilder: © Nordsee Schleswig-Holstein

## Leserreise «Husum, Halligen und Halbinsel Eiderstedt» Auf den Spuren von Theodor Storm

Erholung und Erlebnis paaren sich in Husum, der direkt an der Nordsee gelegenen Heimatstadt Theodor Storms. Auf der 6-tägigen Exkursion erleben Sie die Gezeiten mitten im Ort, denn der Binnenhafen ragt bis in die Innenstadt hinein. Sie wohnen im Geniesser-Hotel «Altes Gymnasium» und geniessen den Charme der alten Schule.

Das Hotel «Altes Gymnasium» in Husum befindet sich in zwei ursprünglich als Gymnasium errichteten Backsteingebäuden aus dem 19. Jahrhundert. Die ehemaligen Klassenzimmer des 1867 errichteten Schulhauses wurden zu gemütlichen, äusserst komfortablen Zimmern und Suiten umgebaut.

Husum erkunden Sie sogleich nach der Ankunft. Auf die Spuren Theodor Storms geben Sie sich am darauffolgenden Tag Ihrer Reise. In Husum wurde der Schöpfer der berühmten Novelle «Der Schimmelreiter» geboren, hier hat er einen grossen Teil seines Lebens verbracht. Auf der literarischen Führung erleben Sie «die graue Stadt am Meer» mit seinen Augen.

Für unvergessliche Eindrücke sorgen die wunderschöne nordfriesische Reetdach-Architektur und das Unesco-Weltnaturerbe

Wattenmeer. Zauberhaft ist die Grachtenrundfahrt in Friedrichstadt, faszinierend die Führung im Multimar-Wattforum in Tönning und spektakulär der zwölf Kilometer lange Sandstrand in St. Peter-Ording. Auf der Hanswarft wird Ihnen in der Schutzstation Wattenmeer diese besondere Landschaftsform anschaulich gezeigt.

Eine fakultative Schifffahrt zur Hallig Hooge bietet Ihnen die Möglichkeit, hier eine ganz besondere Lebensart zu entdecken. Selbstverständlich steht auch ein Ausflug zur Insel Sylt auf Ihrem Programm. Die einzigartige Naturlandschaft wird Sie ebenso begeistern wie das gesamte Reiseprogramm.

### Buchen ohne Risiko

Reisebuchungen für 2021 können Sie bei uns – ohne Angabe von Gründen – bis 31.03.2021 kostenlos stornieren!

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Leserreise «Husum, Halligen und Halbinsel Eiderstedt»

#### Datum:

2. bis 7. Mai 2021

#### Leistungen:

- Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Hoteltransfer
- 5 Übernachtungen mit Halbpension im Hotel «Altes Gymnasium»
- Austernverkostung mit Prosecco
- Stadtrundgang Husum
- Ausflug «Weltnaturerbe Wattenmeer» inkl. Grachtenrundfahrt
- Ausflug «Nordseeinsel Sylt»
- Ausflug «Auf den Spuren von Theodor Storm»
- Qualifizierte Reiseleitung
- Reiseunterlagen, Insolvenzversicherung

#### Preis:

Für Weltwoche-Abonnenten: Fr. 1770.–  
 Für Nicht-Abonnenten: Fr. 2070.–  
 Einzelzimmerzuschlag: Fr. 280.–

#### Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Zwischen Alltag und Land unter auf der Hallig Hooge» (Fr. 140.–)

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

---

# «Sie wollen Trumps Namen auslöschen»

Der Historiker und Bestsellerautor Victor Davis Hanson über den Sturm aufs Kapitol, die Rache der Trump-Feinde und den Vertrauensverlust der Trump-Wähler in das System.

Urs Gehriger

Seit Trump-Anhänger am 6. Januar das Kapitol gestürmt haben, besteht für die Massenmedien und Kommentatoren kein Zweifel, wer dafür die Schuld trägt. «Mr Trump hat diese Angriffe ausgelöst», schrieb die *New York Times* in einem Leitartikel. «Er wettet seit Monaten gegen das Urteil, das die Wähler im November gefällt haben. Er rief seine Anhänger auf, sich [...] in Washington zu versammeln, und ermutigte sie, zum Kapitol zu marschieren. Er sagte ihnen, dass die Wahl gestohlen worden sei. Er sagte ihnen, sie sollten kämpfen.»

Victor Davis Hanson gehört zu den prominentesten Kommentatoren Amerikas. Der Historiker und Stanford-Professor ist Autor des Bestsellers «The Case for Trump», der von der Kritik mit viel Lob bedacht wurde. Selbst die *New York Times*, das Flaggschiff der Anti-Trump-Armada, hat Hansons Buch respektvoll rezensiert. Und das Magazin *The New Yorker* hält fest: «Viele der Bücher, die in Unterstützung von Donald Trumps Präsidentschaft geschrieben wurden, sind von Anhängern der Trump-Familie oder Scharlatanen verfasst worden, die Geld verdienen wollen [...] Victor Davis Hanson ist anders.»

Wir erreichen den 67-jährigen Klassizisten per Telefon auf seiner Farm in Selma, Kalifornien, während sich Trumps Präsidentschaft einem turbulenten Ende zuneigt, das Züge einer griechischen Tragödie angenommen hat.

**Weltwoche:** Victor Davis Hanson, ist Donald Trump schuld an den Angriffen auf das Kapitol? Hat der Präsident seine Anhänger zu Gewalt angestiftet?

**Victor Davis Hanson:** Ich muss sehr behutsam formulieren, denn es handelt sich um ein kompliziertes Thema. Hat Donald Trump den Leuten gesagt, sie sollen Gewalt anwenden? Nein. Hat Donald Trump sie aufgefordert, zum Kapitol-Gebäude zu gehen und ihrem Anliegen Gehör zu verschaffen? Ja. Dachte er, dass sie Gewalt ausüben würden? Nein. Hätte er denken müssen, dass sie dazu fähig sind? Ich kenne die Antwort darauf nicht. Viele sind davon überzeugt und sehen ihn als den Schuldigen.

**Weltwoche:** Die Sicherheitskräfte schienen von dem Ansturm komplett überrumpelt. Wie konnte so etwas geschehen?

**Hanson:** Ich denke, die Capitol Police hatte, um ehrlich zu sein, noch nie eine gewalttätige Trump-Kundgebung gesehen. Sie hatten die Antifa gesehen. Sie hatten «Black Lives Matter»-Aktivisten den ganzen Sommer über gesehen, sie sahen Plünderungen, Brandstiftung, 700 verletzte Polizisten. Sie hatten die Anhörungen von Brett Kavanaugh's Berufung zum Oberrichter gesehen, wo eine aufgebrauchte Menge versuchte, in den Kongress einzudringen und die Türen des Obersten Gerichtshofs aufzudrücken. Sie sahen die «Black Lives Matter»-Kundgebung vor dem Weissen Haus, wo eine Kirche angezündet wurde. Aber sie erwarteten nicht, dass diese Trump-Leute jemals solche Dinge tun würden, und wurden überrumpelt.

**Weltwoche:** Präsident Trump rief seine Anhänger auf, sich am 6. Januar in Washington zu versammeln und zu protestieren, während im Kapitol Joe Biden offiziell zum Präsidenten gekürt wurde. Er twitterte: «Seid dabei, seid wild.»

**Hanson:** Ich denke, wenn er gesagt hätte: «Es gibt keine Chance, dass wir diese Wahl kippen

*«Sie erwarteten nicht, dass diese Trump-Leute jemals solche Dinge tun würden, und wurden überrumpelt.»*

werden, denn wir befinden uns jetzt in einem Stadium, in dem sie eine Formalität ist. Wir haben heute alle unsere Solidarität gezeigt, und es ist Zeit, nach Hause zu gehen», dann hätte es offensichtlich keine Gewalt gegeben. Als er sagte: «Geht rüber und zeigt Präsenz», musste er naiv gewesen sein, würde ich meinen, auch wenn er anfügte: «Geht friedlich!»

**Weltwoche:** Trump sagte: «Ich weiss, dass jeder hier bald zum Kapitol-Gebäude marschieren wird, um friedlich und patriotisch seine Stimme zu erheben.»

**Hanson:** Ihm wird von der Linken vorgeworfen, Gewalt befürwortet zu haben, was er

nicht getan hat. Was in Amerika regelmässig passiert, weil wir eine radikal-demokratische Gesellschaft sind: In den ersten 48 Stunden nach einem grossen Ereignis greift Hysterie um sich. Dann werfen die Leute einen zweiten Blick auf die Sache. Und konservative Medien bringen stundenlang Zitate von Vizepräsident Kamala Harris. Über die Unruhen im letzten Sommer, bei welchen es zu Plünderungen und Gewaltexzessen kam, sagte sie: «Die Proteste werden nicht aufhören [...] und sie sollten es auch nicht.» Oder von der demokratischen Kongressabgeordneten Maxine Waters aus Los Angeles, die zur Jagd auf Trumps Kabinetts-Mitglieder aufrief: «Und wenn Sie jemanden aus diesem Kabinett in einem Restaurant, in einem Kaufhaus, an einer Tankstelle sehen, dann gehen Sie raus und bilden Sie eine Menschenmenge. Und Sie sagen ihnen, sie sind nicht mehr willkommen, überall.» Dies führt dazu, dass sich die Leute zu beruhigen beginnen. Und dann überreagiert die Linke wieder. Sie fordert den Rücktritt von Republikanern wie Ted Cruz. Buchverträge von Trump-Verbündeten werden aufgekündigt. Da sind wir jetzt, in der zweiten Phase.

**Weltwoche:** Wie beurteilen Sie Trumps Reaktion nach dem Sturm auf das Kapitol?

**Hanson:** Donald Trump hat am Tag danach eine sehr gute Rede gehalten. Er war nüchtern, besonnen, versöhnlich, er hat seine Niederlage bei den Wahlen eingestanden, so dass sich bei der Linken bereits wieder Wut aufbaut. Die Leute fanden es hingegen sehr unprofessionell und unverantwortlich, dass Joe Biden in seiner Rede nach dem Angriff die Capitol Police rassistisch nannte. Er teilte aus, nannte Trump-Anhänger Schläger. Er sagte, wenn «Black Lives Matter»-Aktivisten zum Kapitol marschiert wären, hätte es viel mehr Verhaftungen gegeben. Jeder weiss, das Gegenteil ist wahr. «Black Lives Matter»-Aktivisten wurden nie strafrechtlich verfolgt für die Gewalt, die sie begangen haben. Im Kapitol wurde eine junge, unbewaffnete Frau von der Capitol Police erschossen. Ich denke, das Blatt wendet sich. Es wird sich endgültig wenden, denn jetzt, da ihrer Macht kein Hindernis mehr im Weg steht, werden die Demokraten Dinge tun,





«Friedlich und patriotisch»: US-Präsident Donald Trump am 6. Januar vor seinen Anhängern.

wie wir sie in Amerika seit den frühen sechziger Jahren nicht gesehen haben, als sie alle Ebenen der Regierung kontrollierten.

**Weltwoche:** Die Demokraten streben ein erneutes Amtsenthebungsverfahren Trumps an. Was halten Sie von dem Vorstoss nur wenige Tage vor seinem Ausscheiden aus dem Amt?

**Hanson:** Das ist bloss *virtue signaling* [Zurschaustellung moralischer Werte, Red.], denn es bleiben bloss noch ein paar Tage. Sie müssen Tatbestände von *high crimes and misdemeanors* [Verrat, Bestechung oder andere schwere Verbrechen und Vergehen, Red.] finden. Das wäre ein langwieriger Prozess. Das Ganze ist ein Versuch, Trump weiter zu demütigen. Sie wollen, dass er der erste Präsident in der Geschichte des Landes ist, der nicht nur angeklagt wurde wie Andrew Johnson oder Bill Clinton, sondern auch tatsächlich verurteilt und aus dem Amt entfernt wird und das Präsidentenamt nicht mehr antreten könnte. Das ist die Absicht hinter dem Vorstoss. Aber die Kläger realisieren, dass das zu viel Arbeit ist, also brachten sie den 25. Verfassungszusatz ins Spiel.

**Weltwoche:** Gemäss dem 25. Zusatz der Verfassung kann ein Präsident des Amtes enthoben werden, wenn er als amtsunfähig erklärt wird.

**Hanson:** Das erfordert, dass der Vizepräsident das Kabinett zurückzieht. Mike Pence sagte sofort, dass er das nicht tun würde. Und hinter vorgehaltener Hand äusserten Leute auf der linken Seite Bedenken. Sie sagten: «Wenn wir das machen, dann kommt Joe Biden in Schwierigkeiten, denn er hat ein paar kognitive Probleme. Was passiert in sechs Monaten, wenn er mit einem ausländischen Führer spricht und den Kopf verliert? Das ist durchaus möglich.» Also haben sie diese Option runtergespielt.

**Weltwoche:** Es scheint eine enorme Lust zu geben, nicht bloss alles zu diskreditieren, wofür Trump steht, sondern auch sein Vermächtnis zu zerstören und jeden anzuschwärzen, der mit ihm in Verbindung steht.

**Hanson:** Das ist eine treffende Einschätzung. Leute, die ihn unterstützt haben, werden verfolgt. Man versucht, ein Klima der Angst zu schaffen. Ich glaube nicht, dass dies sehr lange anhalten wird, weil sie jetzt an der Macht sind.

Die Demokraten werden Dinge tun, die sehr umstritten sein werden. Es sind keine Demokraten, es sind radikale Linke, die das Land übernommen haben. Es wird Widerstand geben.

**Weltwoche:** Wie weit wird diese Tilgungskampagne der Demokraten reichen?

**Hanson:** Wenn sie sich die Aussenpolitik ansieht, glaube ich nicht, dass die Biden-Regierung sagen wird, Trump habe sich in Bezug auf China geirrt, wir müssten uns mit ihnen anfreunden und einen Reset durchführen. Sie wird nicht sagen, Saudi-Arabien solle Israel niemals anerkennen oder man müsse die Grenzmauer zu Mexiko abreißen. Wahrscheinlich werden die Demokraten das irgendwann tun, aber im Moment sind sie in der unangenehmen Lage, dass sie zugeben müssen, dass Trump uns vor dem Ausbruch der Covid-Krise eine ziemlich gute Wirtschaft beschert hat. Sie werden zugeben müssen, dass die Aussenpolitik, über die sie sich lustig gemacht haben, eigentlich ziemlich gut ist. Es gibt einen Streit unter ihnen darüber, ob sie einfach behaupten sollen, dass sie selbst dafür verantwortlich sind und eine Zeitlang nichts

ändern sollen. Aber Sie haben recht, sie wollen Trumps Namen auslöschen. Sie wollen jeden zerstören, der ihn unterstützt hat. Sie wollen abschreckende Exempel statuieren.

**Weltwoche:** Trump hat die politische Elite in ihrem Nerv getroffen. Er hatte gelobt, den «Sumpf» in Washington trocken-zulegen. Er hat die Blase der politischen Korrektheit zum Platzen gebracht. Sehen wir jetzt den Rache-feldzug seiner Feinde?

**Hanson:** Ich denke, das ist eines von drei Motiven für das Vorgehen gegen Trump. Trumps Feinde haben das Gefühl, lächerlich gemacht worden zu sein. Im Gegensatz zu John McCain, Mitt Romney und George W. Bush hat er sich nicht an die Regeln gehalten. Er nannte Leute Idioten und Versager, und das empfanden sie als Demütigung. Hinzu kommt die Angst vor Trump, denn nachdem sie ihn vier Jahre lang als Rassisten beschimpft hatten, bekam er trotzdem immerhin 12 Prozent der schwarzen Stimmen. Das ist nicht viel, aber viel mehr als andere Republikaner vor ihm. Er erhielt 36 Prozent der Latino-Stimmen. Die Linken dachten immer: «Wow, wir sind die revolutionäre Klassenpartei.» Aber das sind sie nicht. Die Demokraten sind die

*«Ich glaube nicht, dass sie aufgeben werden, ich glaube, sie werden zurückkommen.»*

Partei der sehr reichen Klasse, des Silicon Valley und der Wall Street und der sehr Armen. Aber die Mittelklasse und die untere Mittelklasse, die hat Trump ihnen weggenommen. Gewerkschaftsmitglieder haben für ihn gestimmt, das hat ihnen ungemaine Sorgen beschert.

**Weltwoche:** Und das dritte Motiv?

**Hanson:** Das dritte Motiv ist Trumps Aussenpolitik: Die Demokraten «liebten» die Republikaner, die in den Irak oder nach Afghanistan in den Krieg zogen, die eine harte Linie gegen Nordkorea fuhren. Dann kam Trump daher und sagte: «Ich werde mit Nordkorea reden müssen.» Er sagte: «Ich will keine sinnlosen Kriege mehr führen in Afghanistan oder in Syrien.» Die Linken sagten: «O mein Gott, er hat dieses Thema an sich gerissen.» Sie wussten nicht, was sie mit ihm machen sollten, weil er kein traditioneller, schleichender, wohlhabender Republikaner war. Er war ein Streithammel. Er fühlte sich in der Unter- und in der Mittelschicht zu Hause, und er war kein Rassist. Er mochte Menschen, egal, ob schwarz, braun oder asiatisch. Er wollte nur, dass die Mittelschicht Erfolg hat. Er war ihnen sehr unheimlich.

**Weltwoche:** Trump wurde zur Stimme der vergessenen Männer und Frauen.

**Hanson:** Das war er.

**Weltwoche:** 74 Millionen Amerikaner haben für ihn gestimmt. Viele von ihnen

haben das Gefühl, dass sie mit Trump jetzt ihre Stimme verlieren. Was wird mit ihnen geschehen?

**Hanson:** Sie werden sehr an den Rand gedrängt werden. Es sind sehr verbitterte Menschen. Sie sind sehr wütend. Viele stammen aus der weissen Unter- oder Mittelschicht. Sie werden als privilegiert oder rassistisch angegriffen. Sie schauen Football oder Basketball, und sie werden wegen ihrer Herkunft beleidigt. Sie gehen auf Facebook und werden beleidigt. Sie schalten den Fernseher ein und werden beleidigt. Sie sagen: «Was ist mein Verbrechen? Ich glaube daran, dass Amerika ein aussergewöhnliches Land ist. Ich will mich nicht entschuldigen müssen für meine Kultur oder meine Rasse oder meine Eltern. Wir sind das grossartigste Land der Welt.» Sie sind beleidigt.

**Weltwoche:** Was geschieht mit Trumps Einfluss auf die konservative Basis? Wird ihn jemand beerben?



*«Es wird Widerstand geben»:* Hanson.

**Hanson:** Ich denke, Trump wird einen Teil seines Einflusses behalten, aber nicht genug, um der Anführer zu bleiben. Es wird diese ganze Reihe von Kandidaten geben: Tom Cotton, Josh Hawley, Marco Rubio, Ted Cruz, Mike Pompeo, die Gouverneurin aus South Dakota, Kristi Noem, sie alle werden diese Agenda übernehmen. Ich glaube nicht, dass sie mit einer Bush- oder Romney-Agenda antreten werden. In der Aussenpolitik werden sie die nationalistische Linie «Amerika zuerst» fahren. Sie werden sich für einen schlankeren Staat und Deregulierung einsetzen, aber sie werden nicht den republikanischen Wirtschaftskram machen oder die Sozialversicherung privatisieren.

**Weltwoche:** Staatliche Gerichte und der Oberste Gerichtshof lehnten Trumps Beschwerden wegen Wahlbetrugs ab. Millionen Amerikaner, gemäss Umfragen sogar 70 Pro-

zent der Republikaner, glauben dennoch nicht, dass die Wahlen frei und fair waren.

**Hanson:** Diese Einstellung hat die Republikaner die Senatswahl in Georgia gekostet. Viele der Wähler, die für die republikanischen Kandidaten David Perdue und Kelly Loeffler gestimmt hätten, sagten: «Meine Stimme zählt nicht, sie werden sie stehlen, egal wie.» Aus einem gewissen Zynismus heraus hatten sie kein Vertrauen mehr in das System. Wer einen Scheck einlösen oder eine Kreditkarte erwerben will, muss eine Identitätskarte oder einen Führerschein vorweisen. Wer jedoch fordert, dass man zur Abgabe seiner Wahlstimme einen Führerschein vorweisen sollte, wird als Rassist bezeichnet. Ich glaube, Trumps Wähler sind verwirrt. Sie wissen nicht mehr, wie sie mit der Linken umgehen sollen. Die Linke hat so viel Geld. Sie haben 2,5 Mal mehr Wahlkampfgelder ausgegeben als Trump. Sie haben Facebook, sie haben Google, sie haben Harvard, sie haben Yale, sie haben die *New York Times*. Es ist nicht so, dass das ganze Spendengeld von armen Leuten kommt. Es sind reiche, mächtige Leute, die kosmopolitisch sind. Es ist beängstigend, Leute wie Mark Zuckerberg zu sehen, wie sie mit Levi's und alten T-Shirts herumlaufen und 350 Millionen Dollar ausgeben, um einen öffentlichen Beamten in den Wahlbezirken zu unterstützen, der überall Wahlurnen aufstellt.

**Weltwoche:** Was geschieht mit den Bürgern, die ihr Vertrauen in faire Wahlen verloren haben?

**Hanson:** Sie sind sehr wütend, und niemand weiss, was sie nun tun werden, ausser dass sie sich jetzt wegen der Krawalle schuldig fühlen sollen. Ich glaube, sie fühlen sich wirklich schrecklich deswegen. Hört man die Talk-Radios, spürt man ihre Wut. Ich glaube nicht, dass sie aufgeben werden, ich glaube, sie werden zurückkommen.

**Weltwoche:** Wie gross schätzen Sie das Potenzial für einen Bürgerkrieg ein?

**Hanson:** Dieses Land hat immer Wege gefunden, Bürgerkriege zu vermeiden. Bürgerkriege müssen eine geografische Komponente haben. Der Bürgerkrieg von 1861 bis 1865 war ein Krieg Nord gegen Süd. In unserem föderalen System ist es so: Wenn man in einem demokratischen Blue State gefangen ist, geht man in einen republikanischen Red State. Nicht umgekehrt. Menschen in roten Staaten gehen nicht in blaue Staaten. Kalifornien verliert jede Woche Tausende Bürger an Texas und Florida und Nevada. Wenn die Leute wütend werden, ziehen sie um. Ich weiss nicht, wohin das langfristig führt. Möglicherweise schaffen wir ein Land, das sich tief in rote und blaue Staaten spaltet. Wer sich nicht mehr verträgt, trennt sich. Das ist auch in Familien so. Ich habe einen Zwillingbruder, der nicht mehr mit mir spricht – er ist ein sehr ausgeprägter Biden-Linker. Er ist der Meinung, Trump-Anhänger sollten geächtet werden.





«Es sind sehr verbitterte Menschen. Sie sind sehr wütend»: Sturm aufs Kapitol.

**Weltwoche:** Kann der designierte Präsident Joe Biden die Nation heilen, wie er es verspricht?

**Hanson:** Nein. Er will nicht. Er ist ein Gefangener seiner Koalition. Die Demokraten haben ihn instrumentalisiert und ihm ein moderates Mäntelchen umgehängt, damit sie eine radikal-linke Botschaft durchdrücken können. Er hat mitgespielt. Jetzt, wo er Präsident ist, sind die Schuldscheine fällig. Wenn man seine Rede im Fernsehen nach dem Sturm auf das Kapitol anschaut, seine Rede über Rassismus, stellt man all die Symptome von jemandem fest, der nicht ganz bei der Sache ist. Er war wü-

*«Biden ist keine sehr sympathische Figur. Er wird niemanden heilen. Dazu ist er nicht fähig.»*

tend. Er hat Leute als Schläger bezeichnet. Er sagte, die Trump-Unterstützer seien Rassisten. Biden war immer eine polarisierende Figur. Er fängt Streit mit Leuten an. Er erzählt all diese Geschichten darüber, wie er Leute verprügelt hat. Er ist keine sehr sympathische Figur. Er wird niemanden heilen. Dazu ist er nicht fähig.

**Weltwoche:** Als letzten Sommer in vielen US-Städten Proteste ausbrachen, Geschäfte geplündert und Polizisten angegriffen wurden, hielten sich die Demokraten mit Kritik an der Gewalt zurück. Nach dem Sturm auf das Kapitol schiessen sie aus allen Rohren gegen Trump. Die Leute haben den Eindruck, dass hier mit zweierlei Mass gemessen wird. Liegen sie falsch?

**Hanson:** Die Medien fangen an, ein bisschen nervös zu werden. Bereits unter Obama waren sie extrem voreingenommen. Obama war charismatisch und glatt. Wenn sie ihn nicht kritisiert haben, konnten sie damit durchkommen. Biden ist korrupt. Sein Sohn Hunter Biden verschickte E-Mails, die suggerieren, Vater Biden sei der *big guy* [der an den Geschäften des Sohnes mitverdient hat, Red.]. Wenn ein Journalist eine Frage dazu stellt, wird er wütend. Wenn er einen Aussetzer hat, wenn er nicht mehr weiss, wo er gerade ist, spielen die Journalisten die Scharade mit. Sie sehen lächerlich aus dabei, und sie wissen es. Ich denke, dass es in einem oder zwei Jahren eine grosse Gegenreaktion im Land geben wird. Ich kann mich irren, aber es war so unter Obama. 2010 erlitt er die grösste

Abfuhr im Repräsentantenhaus, die ein Präsident je erlebt hat. Er verlor 66 Sitze.

**Weltwoche:** Die Aussicht auf die Zwischenwahlen 2022 könnte die Demokraten von einer zu radikalen Politik abhalten. Denn sie wissen, dass in zwei Jahren die Quittung folgen könnte. Scheint Ihnen diese Perspektive plausibel?

**Hanson:** Wenn sie vernünftig wären, würden sie sich sagen: «Wir haben bloss eine Mehrheit von fünf Stimmen im Repräsentantenhaus, und im Senat ist ein Patt. Und wir haben einen 78-jährigen Präsidenten. Also sollten wir besser sehr vorsichtig sein.» Aber so denken sie nicht. Sie denken genau das Gegenteil: «Wir haben nur diese eine Chance, und wir holen besser alles raus, was wir können, und demütigen diese Leute.» Sie wollen sich nicht mit den Republikanern versöhnen. Sie wollen sie besiegen. Die Linken wollen sich nie versöhnen. Ich glaube, die Europäer haben immer gedacht, dass ihre Linke viel radikaler sei als unsere Linke. Dem ist nicht so. Unsere Linke ist viel radikaler als jene in Frankreich oder in Deutschland. Es sind wütende, zornige Menschen. Ich habe mit ihnen schon an der Universität zu tun gehabt. Europa mochte Trump nicht. Ich denke, Biden wird sie noch sehr überraschen. Die Leute um ihn reden viel über Verbündete und dies und das, aber ich glaube nicht, dass sie irgendetwas für irgendjemanden tun werden. Es sind sehr gefährliche Leute.



Das Original-Interview auf Englisch auf <http://www.weltwoche.ch/International>

## PERSONENKONTROLLE

# Gattiker, Vincenz-Stauffacher, Leuthard Keller, Infantino, Lauber, Wermuth, Meyer, Molina, Johnson, Woltmann



*Erster Sieg:* Sonderermittler Keller.



*Triumph:* Vincenz-Stauffacher (FDP).

**Mario Gattiker**, Sparfuchs, liebt grosse Auftritte. So auch diese Woche. Der Staatssekretär für Migration kündigte im *Blick* an, es seien letztes Jahr 11 041 Asylgesuche eingegangen – 4000 bis 5000 weniger, als vom Bund Anfang 2020 berechnet. Wen wundert's, wenn wegen der Covid-Pandemie wochenlang die Grenzen geschlossen sind? Deshalb, so die Analyse des Spitzenbeamten, habe der Bund unerwartet Geld eingespart – «gegenüber dem Budget ungefähr 160 Millionen Franken». Die krude Logik, dass der Staat «spart», wenn er weniger ausgibt als prognostiziert, ist in der Verwaltung weitverbreitet. Doch Gattiker wäre nicht Funktionär, wenn er nicht sofort wieder warnen würde, dass bald Schluss mit «Sparen» sein werde. Das Staatssekretariat für Migration teile die Einschätzung internationaler Organisationen, die eine deutliche Zunahme der Asylanträge erwarteten – auch für die Schweiz. (*odm*)

**Susanne Vincenz-Stauffacher**, Fighterin, bremst die CVP aus. Die Präsidentin der FDP-Frauen hat eine Initiative gegen die Heiratsstrafe lanciert – etwas, womit die Christlichdemokraten seit langem liebäugeln. Ihren Triumph kosteten die liberalen Frauen aus: Mit «Wir können uns das Duschtuch teilen und mit vereinten Kräften unser gemeinsames Ziel erreichen» gingen sie die CVP auf Twitter an – eine Anspielung auf den einstigen Wahlslogan der CVP: «Duschen mit Doris» (**Leuthard**). (*fsc*)

**Stefan Keller**, Aufklärer, hat gegen **Gianini Infantino**, Fifa-Chef, einen ersten Sieg errungen. Keller soll die inoffiziellen Treffen zwischen Infantino und Ex-Bundesanwalt **Michael Lauber**, die diesem den Job gekostet haben, untersuchen. Der Sonderermittler, bislang unbekannter Teilzeiltrichter in Obwalden eröffnete

bereits vor seiner Wahl zum ausserordentlichen Bundesanwalt im September Strafverfahren gegen Lauber und Infantino, versandte Post an die Fifa und schloss den Verband als Partei vom Verfahren aus. Die Fifa beschwerte sich über dieses Vorgehen – ohne Erfolg: Der tatkräftige Keller habe laut Bundesstrafgericht seine Kompetenzen nicht überschritten. (*fön*)

**Cédric Wermuth**, Welt-Sozialist, ist nie um eine Einschätzung der Vorgänge in der grossen, weiten Welt verlegen. Unvergessen ist sein Glückwunschtelegramm an den inzwischen verstorbenen venezolanischen Despoten Hugo Chávez nach den Wahlen 2012. Jetzt publizierte der neue SP-Co-Präsident auf Facebook einen «Solidaritäts-Brief», den er zusammen mit seiner Co-Präsidentin **Mattea Meyer** und Nationalrat **Fabian Molina** an die kosovarische Lëvizja Vetëvendosje! gesandt hatte. Die Partei verschreibt sich einem linken Nationalismus. Ein grosser Teil der in der Schweiz lebenden Kosovaren kann mit Wermuths Weltpolitik rein gar nichts anfangen. (*fsc*)

**Boris Johnson**, Volkstribun, teilt ein Problem mit seinen Landsleuten: Auch ihm fällt im Lockdown daheim die Decke auf den Kopf. Dem Volk allerdings missfällt, dass sein Premier die Regeln brach und sieben Meilen quer durch London radelte. (*ky*)

**Stanislaw Woltmann**, Entrepreneur, versteht die Welt nicht mehr. Über Nacht hat die Moskauer Stadtverwaltung seinen Fastfood-Imbiss «Stalin Döner» geschlossen. Anwohner hatten Anstoss daran genommen, dass seine Angestellten Schaschlik und Schawarma in Uniformen des stalinistischen Geheimdienstes NKWD servierten. (*ky*)

## Von Stieren in Washington und Uri

Der Uristier, eine urschweizerische Kriegslgende, feiert mässig fröhliche Urständ: Das urige Vieh wurde bei der Stürmung des Kapitols in Washington gesichtet und bildlich als Symbol des Aufruhrs aus Amerikas Urgebieten in alle Welt verbreitet.

Das gibt uns Gelegenheit, ans heimische Exemplar des Uristiers zu erinnern: Es handelte sich um ein sagenhaftes Kriegshorn, das die Urner Heerhaufen in den alteidgenössischen Kriegen anfeuerte. Uristier hiess aber auch der «Hürner» (Hornist), der durch das Blasen eines Auerochsenhorns seine Mannen zusammenrief. Schon bei Tells Apfelschuss auf dem Hauptplatz in Altdorf erschien angeblich «der Heerhornträger von



*Symbol des Aufruhrs:* alteidgenössische und amerikanische Hornträger.

Uri und blies mit Macht den Uristier». Karl der Kühne hat beim markerschütternden Klang des Uristiers bei Grandson das Gut, bei Murten den Mut und bei Nancy das Blut verloren. Dann kam das Jahr 1515 und damit die Schlacht von Marignano: «Noch einmal hörten die Eidgenossen das furchtbare Brummen des Uristiers, dann aber verstummte er für immer, das Horn ging in dem blutigen Hau verloren.»

Die Zitate stammen aus Meinrad Lienerts «Schweizer Sagen und Heldengeschichten». Dieses Buch erschien 1914 in Stuttgart, und Lienerts Uristier sorgte beim nördlichen Nachbarn immerhin für so viel Respekt, dass die Deutschen im Ersten Weltkrieg es nicht wagten, die Schweizer Grenze zu überschreiten. (*mö*)



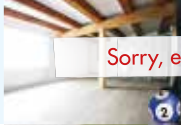
# Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'351'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.erlenkönig.ch](http://www.erlenkönig.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



4 Zimmer Mietwohnung  
**Sorry, es sind leider alle Wohnungen vermietet!** 052 338 07 09  
miete z.B.UU.-privat, exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'071'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'953'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



5 ½ Eigentumswohnungen  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 996'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.birch-seuzach.ch](http://www.birch-seuzach.ch)



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'521'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.nidolino-ottenbach.ch](http://www.nidolino-ottenbach.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'859'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 673'400.-, Bezug ab Herbst 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung  
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.calmacasa.ch](http://www.calmacasa.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Frühling 2022  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**  
Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

**Lerch&Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich



**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5



## Rekrutenschule in der Home-Kaserne

Das Kommando der Schweizer Armee gibt bekannt: Oberste Priorität habe jetzt nicht die Landesverteidigung, sondern die Bewältigung der Corona-Pandemie. Für rund 40 Prozent der Rekruten beginnt die Rekrutenschule zu Hause. Statt Grüßen, Exerzieren, Waffenhandwerk, Schuheputzen und Bettenmachen gibt's «Distance Learning». Dieses umfasst knapp sechs Stunden theoretisches Selbststudium mittels «Learning Management System» (LMS). Pro Tag. Sowie vier Stunden Sporttraining. Pro Woche.

Nach drei Wochen Home-Kaserne geht's im Februar dann in die richtige Kaserne. Sofern die Covid-Zahlen das erlauben. Vorher aber üben die Rekruten daheim. Ganz ohne Gebrüll von Vorgesetzten. Doch möchte man lieber nicht wissen, wie das mit dem ersten scharfen Schuss in der Wohnstube funktioniert. Oder wie der erste Handgranatenwurf im Kellergewölbe widerhallt. Oder wie effizient Nachtmärsche zwischen Schlafzimmer und Badezimmer sind. Erfolgt die Verpflegung mit Panzerkäse und Militärbiskuits auch virtuell? Und wie bezieht der Soldat seinen Sold, nach dem er doch immerhin benannt ist?

Corona hat die Schweizer Armee lahmgelegt. Letztes Jahr wurde die grösste Mobilmachung seit dem Zweiten Weltkrieg ausgelöst: 8000 Mann – wegen Covid. Nun bleiben die Soldaten zu Hause – wegen Covid. Ist ja logisch. Jetzt üben die Rekruten am Computer. Die Uniformierten werden zu Uninformierten. Mit einem Gewehr hätte die Armee wenigstens ein Ziel vor Augen. Doch unser Militär schießt nicht mehr, höchstens noch ins Kraut.

Die Wehrpflicht in der Schweiz ist trotz Gleichstellungsartikel höchst eigenartig gestaltet: Der Mann muss, die Frau darf. Der Klügste in der Schweizer Armee scheint der, der davonläuft. Die Wiederholungskurse sind abgesagt. Generalstabskurse fallen während eineinhalb Jahren ins Wasser. Dabei könnten sich die Generalstabsschüler genau wie andere Schüler mit Maske und Abstand im Theoriesaal unterrichten lassen. Das Rekruten-Home-Office belegt es definitiv: Früher spielten wir als Kinder Soldaten, heute spielen die Soldaten Kinder.

Christoph Mörgeli

# Bundesrat in den Lockdown

Das Versagen der Behörden in dieser Krise ist einzigartig. Es ist Zeit für unkonventionelle Massnahmen.

Alfred Heer

**W**as hat der Bundesrat in dieser Pandemie geleistet? Ausser Shutdowns zu verordnen und die Bevölkerung in Angst und Schrecken zu versetzen? Gar nichts.

Die Aufgabe der Behörden wäre gewesen, sich auf die Pandemie vorzubereiten. Die Pläne dafür lagen jahrelang in den Schubladen. Dazu zählt genügend Schutzmaterial. Was war das Resultat im März 2020? Keine Masken, keine Desinfektionsmittel, keine Schutzanzüge.

Um das Versagen zu kaschieren, wurde verkündet, dass Masken nichts nützten. Kaum hatte man mit Hunderten von Millionen Franken überbeuerte Masken bestellt, nützten diese dann doch etwas. Eine allgemeine Maskenpflicht wurde verordnet.

### Genügend Platz in leeren Hotels

Alle wissen, dass vor allem vulnerable Personen geschützt werden müssen. Also Personen in den Alters- und Pflegeheimen. Was haben die Behörden all die Monate gemacht? Gar nichts.

Man war unfähig, ein Schutzkonzept zu entwickeln. Dazu zählen würden Schnelltests, regelmässiges Testen in den Heimen und Isolierung der infizierten Personen in Covid-Hotels. Platz gäbe es in leeren Hotels genug. Diese sollten

durch Sanitätssoldaten betreut werden, die in den Hotels übernachten, damit die Ausbreitung des Virus gestoppt würde. Das Pflegepersonal in Alters- und Pflegeheimen sollte auf freiwilliger Basis und gegen entsprechende Bezahlung ermuntert werden, Schichten von beispielsweise sieben Tagen mit Übernachtung in den Heimen zu übernehmen. Damit verhinderte man Ansteckungen durch das Pflegepersonal.

Grundsätzlich gilt es, immer und alle beim Eintritt in ein Heim zu testen, um asymptomatische Fälle zu erkennen. Es ist eine traurige Tatsache, dass viele Menschen ihr Leben in Alters- und Pflegeheimen verloren haben. Aber nicht wegen der Restaurants, die man geschlossen hat, sondern weil wir unfähige Behörden haben, die ausser Shutdowns anzuordnen nichts können.

### Streichung des Salärs

Ein adäquates Mittel, um Infektionen zu bremsen, wären auch Schnelltests bei der Einreise an den Flughäfen oder das Messen von Fieber. Haben wir solche behördlichen Anordnungen? Nein. Ein weiteres Mittel wäre ein Contact-Tracing, das funktioniert. Haben wir dies? Nein. Ein zusätzliches Mittel wäre eine App, die tatsächlich funktioniert. Haben wir eine solche App? Nein. Vitamin-D-Supplementierung hilft nachweislich und lindert den Verlauf. Hat man jemals daran gedacht, unsere älteren Personen mit genügend Vitamin D zu versorgen? Nein.

Das Versagen von Bundesrat, Kantonsregierungen und auch der Task-Force ist einzigartig. Anstatt die Bevölkerung zu drangsalieren und mit Shutdowns Existenzen zu ruinieren, sollten die Behörden endlich ihre primitivste Aufgabe wahrnehmen, nämlich die Implementierung von Schutzkonzepten, Contact-Tracings und Apps, die funktionieren.

Vielleicht wäre die beste Massnahme, den Bundesrat in den Lockdown zu schicken bei gleichzeitiger Streichung des Salärs. Wenn die Magistraten bereit sind, ihre Aufgaben zu erfüllen, können sie zurückkommen.

Alfred Heer ist Nationalrat (SVP, ZH) und Präsident der Geschäftsprüfungsdelegation.



„Geh doch mal hoch und sieh nach, warum der so doof guckt...“

# 2021 wird alles gut

Donald Trump half Bernie Sanders. Ueli Maurer inzwischen weicher als ein Drei-Minuten-Ei.



**D**onald Trump hatte in der Schweiz viele Bewunderer. Der Sturm auf das Kapitol hat ihnen die Sprache verschlagen. Dabei hat Trump alles unternommen, damit die Republikaner die Wahl in Georgia verlieren. Jetzt können Biden und Harris dank Trump während zweier Jahre durchregieren. Wenn sie denn wollen.

Im Bundesrat hat sich in den letzten Monaten Ueli Maurer durchgesetzt. Sein Motto: «Man kann halt nicht alle retten.» Gesundheitspolitisch und wirtschaftlich. 7500 Tote säumen seinen Weg. Die Wirte und Wirtinnen im Land – und viele andere auch – laufen Sturm gegen diese neoliberale Logik. Eine Logik, die mehr Tote und mehr Konkurse bisher bewusst in Kauf nahm. Ihre neuen Interessenvertreter, ihre neue Heimat sind vorübergehend die SP und die Grünen. Weil die SVP die eigene Basis im Stich liess. Immerhin ist Ueli Maurer inzwischen weicher als ein Drei-Minuten-Frühstücksei.

Noch sitzt die Nationalbank auf einem Volksvermögen von 1000 Milliarden Franken. Sie weist für 2020 19 Milliarden Gewinn aus, gemacht hat sie real 120 Milliarden. Ihre Ausschüttungsreserve beträgt nach eigenen Angaben 94 Milliarden. Trotzdem will sie nur 4 Milliarden an Bund und Kantone ausschütten. Zuger Treuhänder fordern jetzt auf *Inside Paradeplatz*, dass die im Geld schwimmende Nationalbank dem unverschuldet leidenden Gewerbe mit 30 Milliarden unter die Arme greift. Die Forderung hat den Rechts-links-Graben übersprungen. Man muss die zu prallen Euter endlich melken.

Die Schweiz hat mit Ausnahme von Astra Zeneca auf die richtigen Impfstoffe gesetzt. Der Bundesrat – und niemand sonst – hätte von jedem Impfstoff zehn Millionen Dosen rechtzeitig bestellen können und müssen. So wie das Kanada gemacht hat. Trotz diesem Versagen wird die Schweiz bis Mitte 2021 dank Impfen Herdenimmunität erreicht haben.

Und was empfiehlt uns Roger Köppel in der letzten Nummer dieser Zeitung im Kampf gegen das Virus? Erstens Rückkehr

## *Noch sitzt die Nationalbank auf einem Volksvermögen von 1000 Milliarden Franken.*

zu einer 800 000-Mann-Armee. Zweitens höhere Militärausgaben. Und drittens Schulung der Kader nach den Grundsätzen des Kommunistenfressers Gustav Däniker selig.

1995 gewann die SP, was leicht vergessen geht, die Wahlen gegen die SVP. Zusammen mit den Freisinnigen transferierten wir Adolf Ogi in das Militärdepartement. Gegen seinen Willen. Während 25 Jahren kontrollierte die SVP dieses Departement. Bei der besten Armee der Welt jagt ein SVP-Beschaffungsskandal den nächsten. Neuster Flop: Ueli Maurer hat Drohnen eingekauft, die gar nicht fliegen.

Trümmerfrau Viola Amherd gibt sich Mühe. Und hat Mühe. So waren der Einsatz der Armee und vorab die Demobilisierung während der ersten Welle ein Mega-Flop.

Trump hat den Impfstoff von Moderna möglich gemacht. Er hat nicht nur die Forschung

finanziert, sondern auch die Produktion des Impfstoffes subventioniert. Lonza muss in den USA in diesem Jahr eine Milliarde Dosen produzieren. In und für Europa sind es nur 300 Millionen Dosen. Biden wird die Früchte dieser Weichenstellung ernten.

Mitte November stand in der *Weltwoche* zu lesen: «Die Schweizer Armee hat ein weltweit renommiertes AC-Labor in Spiez. Hier gibt es jede Menge fachlich hervorragend qualifizierte Mitarbeiter. Die bessere Hälfte von ihnen müsste man vorerst in Visp für den Aufbau und Betrieb der Produktionsanlage Viola 5 in Visp einsetzen. Die Fahrt mit dem Zug von Spiez nach Visp dauert nur lächerliche 35 Minuten.»

**E**igenlob stinkt. Trotzdem müssen ein paar Nachfragen erlaubt sein: Wir haben einen Himmel voller Experten. Warum hat unser aufgeblasener Nachrichtendienst nicht mitbekommen, wie viel intelligenter sich Kanada und Israel mit Impfstoffen eindeckten? Warum haben Impfkommision und Covid-Experten nicht rechtzeitig begriffen, dass der zweite Flaschenhals die Produktion in Visp ist?

Und dies, obwohl eine zusätzliche Impfstoffstrasse nur 30 Millionen kostet. So viel wie die Heckflügel eines F-35-Bombers. Eine Lonza-Impfstoffstrasse produziert jeden Tag knapp 300 000 Impfdosen. Innert 35 Tagen genug Dosen, um in der Schweiz Herdenimmunität zu erreichen. Wir brauchen nicht 800 000 Soldaten, sondern 10 Millionen Impfdosen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Tödliche Massnahmen

2020 gab es in der Schweiz eine Übersterblichkeit. Die Statistik zeigt aber, dass nicht nur das Coronavirus, sondern auch die Einschränkungen fatal wirkten.

Alex Baur und Beat Gygi

Die Zahlen verbreiten Beklemmung, Ratlosigkeit, ziehen aber die Aufmerksamkeit magisch an. Wenn Corona-Todesfälle zum Thema werden, wird die Stimmung emotional, moralisch aufgeladen, für jeden auf seine Weise. Kühl lassen sie niemanden, zumal diese Zahlen zugleich zu den wichtigsten Entscheidungsgrundlagen gehören, die Bundesrat und Kantonsregierungen für ihre Pandemie-massnahmen heranziehen. Nach 8000 Todesfällen wird der Ruf nach noch härteren Massnahmen lauter.

Gemäss *Blick* sind 2020 10 Prozent mehr Menschen gestorben als 2019; das soll gemäss dem Boulevardblatt der mit Abstand höchste Wert seit der Spanischen Grippe 1918 sein. Wir hätten damit ein Schreckensjahr hinter uns, das massive staatliche Eingriffe rechtfertige.

Tatsächlich sind 2020 bis Woche 52 in der Schweiz laut Bundesamt für Statistik 73 700 Personen gestorben; das sind rund 6960 mehr als 2019. Doch ist dieser traurige Rekord wirklich nur mit Corona zu erklären?

Erstens gab es in jüngerer Zeit ähnlich belastete Jahre, ohne dass je Panik um sich griff, etwa die Grippejahre 2013 und 2015. Fürs Jahr

2015 weist die Statistik gut 68 000 Todesfälle aus, aber die Bevölkerung zählte damals erst 8,24 Millionen Menschen, 2020 dagegen 8,6 Millionen. Kommt dazu, dass die Population der über 65-Jährigen und vor allem auch der über Achtzigjährigen in den letzten zehn Jahren überproportional stark gewachsen ist. Effektiv ist das Corona-Jahr 2020 mit 0,86 Prozent Sterbefällen, gemessen an der Gesamtbevölkerung, nicht viel anders ausgefallen als 2015 mit einer Quote von 0,84 Prozent.

## Ursache und Wirkung

Zwar stimmt es, dass die Übersterblichkeit 2020, gemessen an den Vorjahren, auffallend hoch war. Vergleicht man aber das letzte Jahr mit dem Grippejahr 2015 (siehe Grafiken unten), erscheint der Unterschied weit weniger dramatisch. In der Altersgruppe der über 65-Jährigen zeigen sich die Corona-Wellen im Frühling und im Herbst in den wöchentlichen Todesfallzahlen, die über die normale langfristige Bandbreite hinausragen. Für 82 Prozent der Bevölkerung hingegen, also die Leute unter 65 Jahren, verläuft die Linie im normalen Bereich. 2015 hatte die Grippe ähnliche Ausschläge

bewirkt, allerdings mit nur einem saisonalen Schwerpunkt.

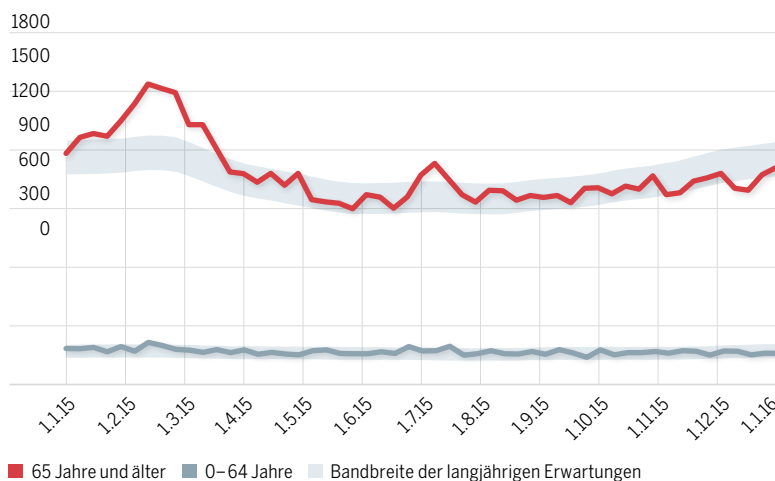
Es trifft zu, dass die signifikante Übersterblichkeit 2020 mit den beiden Corona-Wellen übereinstimmt. Dennoch ist der Zusammenhang nicht eindeutig. Man kann nicht einfach die Überzahl an Todesfällen automatisch dem Virus zuschreiben. Ursache und Wirkung können auch so sein, dass die Shutdown-Massnahmen selber das Sterben förderten.

Zieht man nämlich die Zahl der mit oder an Covid-19 Verstorbenen von der Gesamtsumme der Todesfälle ab, zeigt sich, dass 2020 just in den beiden kritischen Phasen auch eine Übersterblichkeit bei Verstorbenen ohne Corona-Diagnose registriert wurde. In der Grafik drei entspricht dies der Differenz zwischen der roten und der orangen Linie. So wurden von August bis Ende November 4155 Todesfälle mehr registriert, als in diesen vier Monaten statistisch zu erwarten gewesen wären, aber nur deren 2681 wurden dem Coronavirus zugeschrieben.

Dieses Phänomen beschränkt sich keineswegs auf die Schweiz. Man kann es etwa auch in Österreich, Belgien und Frankreich, besonders deutlich in Spanien und Italien feststellen: Während

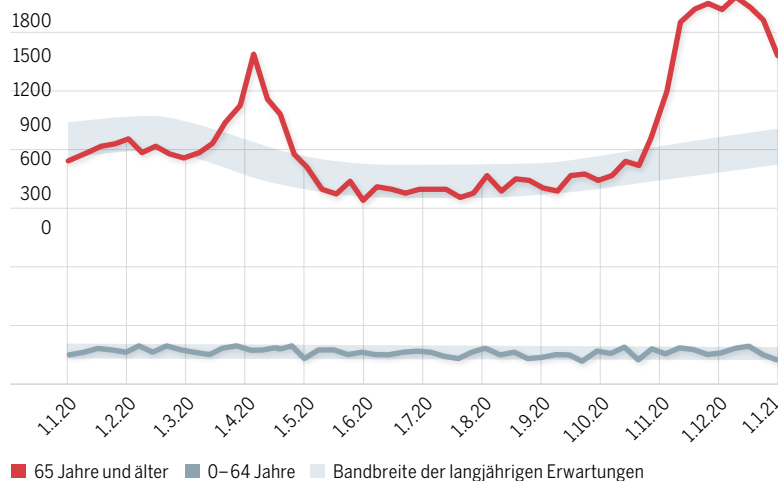
## Übersterblichkeit im Grippe- und im Corona-Jahr

Anzahl Todesfälle in der Schweiz pro Woche, Jahr 2015



QUELLE: BFS - TODESURSACHENSTATISTIK

Anzahl Todesfälle in der Schweiz pro Woche, Jahr 2020





die Zahlen der Corona-Toten stiegen, erhöhten sich fast im selben Mass die Zahlen der nicht mit einer Covid-19-Diagnose Verstorbenen. Einzig in Schweden deckt sich die Übersterblichkeit ziemlich genau mit dem Todesfallverlauf von Senioren, bei denen eine Corona-Infektion ausgewiesen wurde.

Dass alle ausser die Schweden ihre Covid-19-Zahlen nach unten frisiereten, ist nicht anzunehmen. Plausibler erscheint vielmehr das, wovor kritische Ärzte schon lange warnen: Die harten Massnahmen gegen Corona mit all ihren Einschränkungen fordern ebenfalls Todesopfer, und das nicht zu knapp. Auch die Vereinsamung von Menschen, der Mangel an Lebensperspektiven und damit verbundene Depressionen oder der Verzicht auf körperliche Betätigung wirken sich negativ auf die Lebenszeit aus.

Noch liegt die Zahl der Suizide nicht vor. Doch die Präventionskampagnen des Bundes weisen darauf hin, dass man eine erhöhte Gefahr von Selbsttötungen auch von offizieller Seite ernst nimmt. Und schliesslich dürften all die wegen Covid-Massnahmen aufgeschobenen Operationen und präventiven Untersuchungen ihren Blutzoll gefordert haben. Gerade bei Krebs- und Kreislauferleiden – nach wie vor die mit Abstand häufigsten Todesursachen – können eine frühzeitige Diagnose und eine entsprechende Behandlung Leben retten.

Weiter fällt auf, dass in Ländern mit den rigidesten Einschränkungen der Anstieg der Todesfälle ohne Covid-Diagnose besonders markant war. In Spanien etwa, wo sogar totale Ausgangssperren verhängt wurden, lässt sich die Übersterblichkeit im Frühling und im Herbst nur etwa zur Hälfte durch Coronavirusfälle erklären. Ins Bild passt eine neue Untersuchung des Stanford-Professors John Ioannidis, die darauf hindeutet, dass Staaten mit den härteren Massnahmen oft eine höhere Sterblichkeit hatten.

In Schweden dagegen, wo es nie eine Maskenpflicht gab, wo Läden, Restaurants, Kindertagesstätten und Primarschulen immer offenblieben, beschränkt sich die Übersterblichkeit auf die Covid-19-Fälle. Und diese gingen mit dem Sommer wieder auf fast null zurück – ohne zusätzliche Massnahmen notabene. Im Herbst traf die zweite Welle zwar auch Schweden, allerdings weniger heftig als die Schweiz. Das alles lässt darauf schliessen, dass die positiven Fol-

*Länder mit rigidem Shutdown hatten eine höhere Übersterblichkeit, die nicht durch Corona zu erklären ist.*

gen harter Corona-Massnahmen im selben Mass überschätzt wie die tödlichen Kollateralschäden unterschätzt werden. Dabei steht im Epidemien-gesetz von 2012 in Art. 30 ausdrücklich, dass Massnahmen gegenüber einzelnen Personen nur angeordnet werden dürfen, wenn weniger einschneidende Massnahmen nicht ausreichend oder nicht geeignet sind, um die Verbreitung der Krankheit zu verhindern, und wenn sie dazu dienen, eine ernsthafte Gefahr für die Gesundheit Dritter abzuwenden.

Nun könnte man einwenden, dass Patienten vielleicht am Coronavirus verstorben sind, bei denen dies gar nicht erkannt wurde. Da gemäss BAG 97 Prozent der in der Schweiz registrierten Corona-Toten an mindestens einer und zumeist an mehreren schweren Vorerkrankungen litten, ist es schwierig, die genaue Todesursache zu bestimmen.

Laut BAG wird allerdings in der Schweiz jeder Todesfall, bei dem ein positiver Test vorliegt, als Corona-Fall registriert, auch wenn das Virus womöglich gar nicht ursächlich für den Tod war. Die Zahl der bislang deklarierten Corona-Todesfälle dürfte damit eher zu hoch als zu tief sein.

Auf mehr Klarheit muss man noch einige Zeit warten. Das Bundesamt für Statistik hat den Job, die Todesursachen aufgrund der Meldungen des Zivilstandsamts und der Totenscheine der Ärzte später in die offizielle Todesursachenstatistik einzutragen, die sich von den jetzigen BAG-Listen unterscheidet. Kürzlich wurde man mit der Erfassung des Jahres 2018 fertig. Das Corona-Bild sieht man also erst in zwei Jahren richtig. Gemäss WHO-Standards ist der Tod immer einer Hauptursache zuzuordnen. Da Covid bei vielen Todesopfern eine von mehreren Krankheiten war, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass am Schluss weniger Corona-Opfer ausgewiesen werden, als die BAG-Zahl von 7139 jetzt den Anschein erweckt.

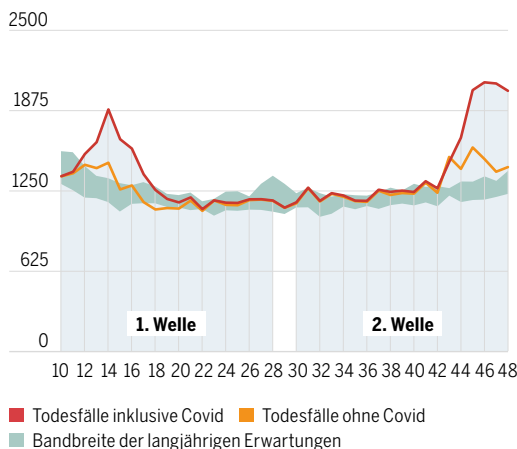
### Es geht um Lebensjahre

Vor lauter Pandemie geht oft fast vergessen, welche Bedrohungen andere Krankheiten bedeuten. Wie die vierte Grafik zeigt, verlieren die Menschen am meisten potenzielle Lebensjahre durch Krebs, viele auch durch Unfälle oder Gewalt. Das Wort «Lebensjahre» wird in der Corona-Diskussion meistens vermieden, weil es die Proportionen verschieben würde. Nach wie vor ist es so, dass die Hälfte der Verstorbenen bei den Männern über 83, bei den Frauen über 87 Jahre alt waren. Das bedeutet, dass ein grosser Teil der Betroffenen durch den Tod weniger Lebenszeit verlor, als dies bei Unfällen oder auch Krebserkrankungen jüngerer Menschen der Fall ist. In Altersheimen, siehe Grafik fünf, beträgt die durchschnittliche Aufenthaltsdauer der Patienten rund anderthalb Jahre.

Viele wehren sich gegen die Betrachtung gewonnener oder verloreener Lebensjahre, aber im Gesundheitswesen geht es immer wieder um ein Abwägen, wie viele Mittel eine Verbesserung oder Verlängerung des Lebens beanspruchen soll, wenn gleichzeitig andere Menschen darauf warten.

### Der Covid-Effekt

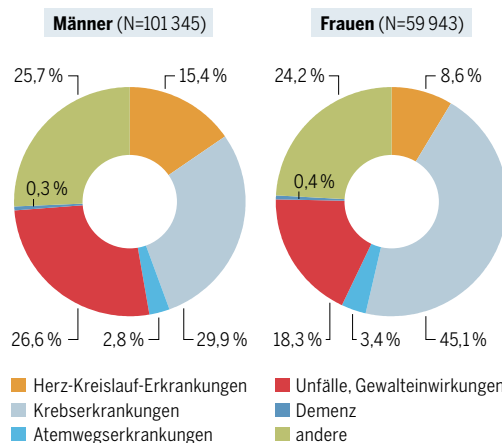
Todesfälle pro Woche, mit und ohne Covid-Fälle, 2020



QUELLE: ALETHEIA

### Lebensjahre zählen

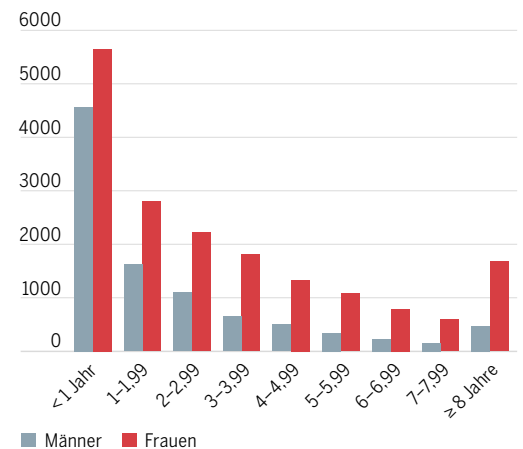
Verlorene potenzielle Lebensjahre nach häufigsten Todesursachen, 2018



QUELLE: BFS

### Verweildauer in Heimen

Lebenserwartung in Alters- und Pflegeheimen nach Aufenthaltsdauer, 2017



QUELLE: BFS

# Global, nicht europäisch

Die britische Botschafterin Jane Owen erklärt, wie es zwischen Bern und London weitergehen soll. Das Erasmus-Programm werde überschätzt.

Marcel Odermatt

Vierzehn Tage sind vergangen, seit das Vereinigte Königreich der Europäischen Union den Rücken gekehrt hat. Seit dem 1. Januar gilt zwischen Grossbritannien und dem Staatenbund das kurz vor Weihnachten angekündigte Handels- und Kooperationsabkommen. Für eine erste Ist-Analyse und einen Ausblick trifft die *Weltwoche* die höchste Vertreterin Ihrer Majestät in der Schweiz auf eine *cup of tea*. Immer an der Seite der Diplomatin in ihrer Residenz im Berner Kirchenfeld-Quartier: Botschaftshund Benji, ein schwarzer Labrador, der ein keckes rot-weiss-blaues Union-Jack-Halsband trägt. Ebenfalls nicht zu übersehen: ein Pingpong-Tisch, der im Eingang des repräsentativen Hauses platziert ist. Hier vergnügen sich die beiden Kinder der Botschafterin, wenn sie keine Online-Vorlesungen haben.

Man spürt die Zufriedenheit, die der Brexit-Deal bei Verantwortlichen wie Jane Owen auslöst. Er bietet ihr in diesen schwierigen Pandemiezeiten einen Grund zum Optimismus. «Die Einigung ist der Beginn eines neuen Kapitels in der Geschichte unseres Landes», sagt Jane Owen. Grossbritannien werde nun alle Möglichkeiten, die ihm als unabhängige Handelsnation zur Verfügung stünden, voll ausschöpfen und Handelsabkommen mit der ganzen Welt schliessen.

## «Attraktives Angebot»

Natürlich gebe es im Moment noch Anlaufschwierigkeiten, räumt die 57-Jährige ein. «Wir arbeiten mit Unternehmen in Grossbritannien und ganz Europa zusammen, damit sie über die Informationen verfügen, die sie benötigen, um Importe und Exporte effektiv zu verwalten.» Der Schweizer Zoll sei ein Beispiel dafür, dass dies gut funktioniere, sobald die Firmen mit dem System vertraut seien.

Kein Verständnis zeigt die Botschafterin für die Kritik wegen des britischen Ausstiegs aus dem Erasmus-Austauschprogramm für Stu-



Realistischer Optimismus: Diplomatin Owen.

dent. Man wolle nicht weniger, sondern mehr Hochschüler holen. Aber wie im Handel gelte das Prinzip: global statt europäisch. «Im Rahmen des neuen, punktebasierten Einwanderungssystems können sich Studierende aus der ganzen Welt um einen Studienplatz bewerben, vorausgesetzt, sie haben ein Angebot einer anerkannten Bildungseinrichtung, weisen ausreichende Englischkenntnisse vor und haben Zugang zu genügend finanziellen Mitteln, um ihre Ausgaben zu decken.»

Absolventen steht es offen, nach ihrem Abschluss zwei Jahre im Vereinigten Königreich zu bleiben, um zu arbeiten, was im Vergleich zu anderen Staaten, sogar der Schweiz, wie Jane Owen lächelnd betont, ein «attraktives und grosszügiges Angebot» sei. Mit dem neuen Turing-Programm – benannt nach dem legendären britischen Entschlüssler des Enigma-Codes, Alan Turing, der den Briten im Zweiten Weltkrieg das Mitlesen verschlüsselter Funk-Codes der Deutschen ermöglichte – möchte

Grossbritannien britischen Studierenden die Gelegenheit geben, im Ausland zu studieren. Gleichzeitig will man die Zahl ausländischer Studenten von heute 450 000 auf 600 000 bis 2030 erhöhen.

## Raus aus dem Block

Während die fahle Januarsonne in den Raum scheint und Owen anmerkt, wie schön die Stimmung im Januar in Bern sein könne, weist sie in einem Exkurs auf die staatspolitische Bedeutung des Brexits hin. Am Anfang des Ausscheidens stand im Juni 2016 eine Abstimmung, nach einer jahrzehntelangen Debatte über die Vor- und Nachteile der Mitgliedschaft Grossbritanniens in der EU. Am Schluss wollten mehr als 17 Millionen Menschen oder 52 Prozent der Wähler raus aus dem Block.

Was hätte es für die Zukunft einer der ältesten Demokratien bedeutet, wenn diese *Vox populi* missachtet worden wäre, fragt sie rhetorisch. «Der Regierung war bewusst, dass ihre Aufgabe

darin bestand, den Volksentscheid in diesem historischen Referendum umzusetzen. Das ist nun geschehen.» Grossbritannien habe wieder die Kontrolle über Budget, Grenzen, Gesetze und Gewässer. «Das ist das erste Freihandelsabkommen der EU, das darauf basiert, keine Zölle zu erheben oder Quoten festzulegen», so Owen mit unverhohlener Genugtuung.

Jetzt will sie nach vorne schauen. «Das Kontinuitätsabkommen basiert auf dem Handelsabkommen zwischen der Schweiz und der EU von 1972.» Ihre Regierung möchte dieses Abkommen modernisieren und erweitern, etwa in den Bereichen Dienstleistungen, Digitalisierung, geistiges Eigentum oder Nachhaltigkeit. «Wir nehmen auch Gespräche für eine stärkere gegenseitige Anerkennung von Regulierungen im Bereich der Finanzdienstleistungen und für eine umfassende Anerkennung von Berufsqualifikationen auf.» Da ist er wieder: dieser realistische Optimismus, der in diesen Januartagen guttut.



# Die Normalität bleibt vertagt

Sind die Älteren geimpft, ist die grösste Gefahr gebannt. Doch von Lockerungen ist keine Rede.



**K**ürzlich habe ich mich mit einer Freundin, die Ärztin ist, über die Covid-19-Impfung unterhalten. Sie selber vertraue auf ihr Immunsystem und werde sich wohl nicht impfen lassen, sagte sie, eine Schulmedizinerin durch und durch. Ihrer Mutter dagegen habe sie die Impfung sehr ans Herz gelegt. Mit über achtzig Lebensjahren laufe diese viel eher Gefahr zu erkranken, zudem sei das Risiko, dereinst unter allfälligen Langzeitfolgen der im Schnellgang entwickelten Impfung zu leiden, für alte Leute nun einmal deutlich tiefer.

Das dünkt mich vernünftig. Das Corona-Virus ist, um mit dem Immunologen Beda Stadler zu sprechen, ein «AHV-Virus», das Medianalter der hospitalisierten Personen liegt bei 74 Jahren, jenes der Verstorbenen bei 86 Jahren; diese Zahlen stammen vom Bundesamt für Gesundheit. Wenn sich also jemand schützen soll, dann sind es ganz klar die Älteren; das weiss man übrigens schon seit dem Beginn der Pandemie. Das bedeutet, dass die Gesundheitsgefahr grundsätzlich gebannt ist, wenn der Grossteil von ihnen erst einmal geimpft ist. Dann gibt es keinen Grund mehr, die Freiheit der Bevölkerung massiv einzuschränken, die Leute bis in die eigenen vier Wände hinein mit Kontaktverboten zu verfolgen und die Wirtschaft mit der Holzhammermethode zu drangsaliieren, wie wir dies in den letzten Monaten erlebt und als brave Bürger praktisch widerstandslos hingenommen haben.

Doch ob dies die Strategie ist, welche die Behörden verfolgen, steht keineswegs fest. Denn von offizieller Seite ist nichts davon zu hören, dass mit der Massenimpfung der Risikogruppe,

die jüngst begonnen hat, das Leben wieder normaler werden wird. Statt die Anstrengungen nun darauf zu konzentrieren, in den nächsten Wochen die teils lebensbedrohlich gewordenen Alters- und Pflegeheime speziell zu schützen, bis die impfwilligen Bewohner die Spritze erhalten haben, wird wie gewohnt Panik verbreitet. Bar jeder Kosten-Nutzen-Rechnung wird über die Schliessung von Läden oder gar Schulen diskutiert, wobei sich

## *Die Frage wird bedeutsam, ob Geimpfte wenigstens gewisse Vorteile erhalten sollen.*

die Begründungen, warum die Freiheit eingeschränkt bleiben müsse, abwechseln: Mal ist es die drohende Knappheit der Intensivpflegeplätze, mal der Stress des Pflegepersonals, dann das Auftauchen von «Long Covid»-Fällen oder die Gefahr mutierender Viren.

Das stimmt nicht hoffnungsvoll. Es würde nicht erstaunen, wenn die Bevölkerung trotz Impfungen weiter hingehalten und für Lockerungen auf bessere Zeiten vertröstet würde. Im Moment steht der individuelle Schutz vor Covid-19, den die Spritze der Risikogruppe bietet, im Vordergrund. Doch bald schon könnte die Impfung nicht mehr als eigenverantwortlicher Akt der Älteren angesehen, sondern zur gesamtgesellschaftlichen Aufgabe erklärt werden – mit der Argumentation der Herdenimmunität, die es herzustellen gelte und für die sich sechzig, siebzig, achtzig oder wie viel Prozent der Leute auch immer impfen lassen

müssten. Vermutlich lassen sich auch Wissenschaftler finden, die noch ambitionösere Ziele verfolgen und fordern werden, der Erreger müsse ausgerottet werden, bevor an eine Rückkehr zur Normalität zu denken sei. Denn sonst könnte die Seuche ja vielleicht neu aufflackern – oder nicht?

**D**er Staat, so ist aufgrund der bisherigen Erfahrungen zu befürchten, dürfte die Zügel nicht so schnell lockern und bis auf weiteres an den Corona-Restriktionen festhalten. Vor diesem Hintergrund wird die Frage bedeutsam, ob Geimpfte wenigstens gewisse Vorteile erhalten sollen. Darf beispielsweise ein Car-Unternehmer Reisen nur für geimpfte Kunden anbieten und auf diese Weise seine Busse bis zum letzten Platz besetzen? Wie sieht es aus bei Theatern und Restaurants? Oder schafft man damit Sonderrechte für einen Teil der Bevölkerung, die in einer solidarischen Gesellschaft keinen Platz haben? Braucht es ein Gesetz, das die Bevorzugung Geimpfter verbietet oder zumindest regelt, wie Bedenkenträger meinen?

Über diese Frage liessen sich voluminöse juristische Abhandlungen schreiben, und sie ist umso pikanter, als in unserer auf Gleichheit getrimmten Gesellschaft jede Ungleichbehandlung heute schnell einmal als Diskriminierung angesehen wird. Doch die Antwort ist einfach: Lieber eine Zweiklassengesellschaft, die zumindest den einen mehr Freiheit gibt, als eine Einklassengesellschaft, in der sich alle auf unabsehbare Zeit in Kollektivhaft befinden.

# «Ich glaube, dass der Mensch grundsätzlich gut ist»

Marco Cortesi ist der bekannteste Polizist Zürichs, vermutlich der Schweiz. Nun geht er in Pension. Er sagt, er verlasse eine Behörde mit fast perfekten Ansehen.

Roman Zeller

Vor 37 Jahren begann Marco Cortesi seine Karriere. Nach der Polizeischule bei der Stadtpolizei Zürich fuhr er im Streifenwagen dem alltäglichen Verbrechen hinterher. 1990 wechselte er zur Kriminalpolizei, bis er nach zwei Jahren in die Medienstelle rutschte, wo er seither wirkt, ab 2007 als deren Chef.

Ende Januar wird der bald 65-Jährige abtreten. Der bekannteste Polizist der Schweiz, im Engadin aufgewachsen, macht sich selbstständig – als Krisenkommunikator.

Dass Cortesi nicht nur Sprecher in der Not, sondern auch Vollblutpolizist war und ist, wird vor unserem Treffen deutlich. Beim Photoshooting vor der Polizeiwache Urania hievt er ein Vintage-Velo zur Seite, das optisch zwar dekorativ gewesen wäre, ihn aber störte, weil es an diesem Ort falsch parkiert war.

Ordentlich geht es bei Cortesi, selber begeisterter Velofahrer, auch im Büro zu und her. Sein Pult ist papierfrei. Nur auf der Wandablage liegt ein Paar Handschellen.

**Weltwoche:** Entschuldigen Sie, sind das Ihre Handschellen?

**Marco Cortesi:** Ja, die brauchte ich früher relativ viel – wollen Sie sie mal spüren?

**Weltwoche:** Unbedingt!

**Cortesi:** Achtung, man macht das ein bisschen fest. Und zack.

**Weltwoche:** Ein geiles Gefühl, wenn's klickt?

**Cortesi:** Wenn man den Richtigen hat, etwa den, der seine Mutter umbrachte, dann schon.

**Weltwoche:** Sie waren 37 Jahre lang bei der Zürcher Stadtpolizei. Herr Cortesi, wie wurden Sie Polizist?

**Cortesi:** Aus Zufall. Als Teenager arbeitete ich als Skilehrer und spielte ein bisschen Golf. Meine Schwester war nicht so glücklich, sie meinte, ich solle etwas Richtiges machen. Die Postlehre brach ich dann aber ab, und nach dem Abschluss des Handelsdiploms wechselte ich für einige Tage auf eine Grossbank, in ein Grossraumbüro. Das war nichts für mich. Dann meinte meine damalige Freundin: «Die Polizei wäre doch etwas für dich.» Und so begann ich die Polizeischule, für zwei Jahre. Das gefiel mir.

**Weltwoche:** Wenn Sie an Ihre Kindheit denken, an was erinnern Sie sich?

**Cortesi:** Golf! Bei uns im Engadin, in Samedan, fand jedes Jahr ein Golfturnier statt, bei dem Profis spielten. Von einem war ich Caddie, ich war zwölf. Nachdem er das Preisgeld gewonnen hatte, gab er mir ein sehr, sehr grosszügiges Trinkgeld. Ich dachte, ich spinne. Seither glaube ich, dass man einfach auch mal Glück haben muss im Leben. Mein Vater wollte zwar erst, dass ich alles zurückbringe. Am Schluss aber brachte ich es dann auf die Bank und dachte mir: Golfprofi, das wär's. *(Lacht)*

**Weltwoche:** Was arbeiteten Ihre Eltern?

**Cortesi:** Mein Vater war Chef für Strassenbau beim Tiefbauamt im Oberengadin. Eine gute Funktion, aber er verdiente nicht sehr viel. Meine Eltern waren nicht reich. Mein Vater war

*«Bergler sind fasziniert von Zürich. Alle! Die Jungen, weil da etwas läuft. Und so ging es mir auch.»*

Jäger, ich ging oft mit ihm jagen. Er war auch Bergführer, und wir gingen ab und zu z Berg.

**Weltwoche:** Und Ihre Mutter?

**Cortesi:** Sie war Hausfrau und Mutter. Mein älterer Bruder kam behindert zur Welt. Claudios Krankheit führte dazu, dass er immer kleiner und kleiner wurde, bis er mit zehn Jahren starb. Da war ich fünf. Ich erinnere mich zwar schon noch an dieses weisse Särglein in der Wohnung, aber für mich als Kind war es halt einfach so. Schlimm war es vor allem für meine Mutter, sie machte alles für den Buben.

**Weltwoche:** Was lehrte Sie Ihre Mutter?

**Cortesi:** Sie hatte immer gute Tipps für mich, auch als ich schon Info-Chef der Stadtpolizei war. Wir telefonierten fast jeden Tag. Ich lernte, mit allen Leuten anständig umzugehen, alle gleich zu behandeln. Sie war ein Vorbild. Auch wenn ich wusste, dass sie bald sterben würde, war ihr Tod einer meiner schwärzesten Tage.

**Weltwoche:** Der Tod gehört zu Ihrem Beruf. Gab es eine Unfallstelle, einen Tatort, der Ihnen schlaflose Nächte bereitete?

**Cortesi:** Besonders tragisch war, als ein Mann von einer Strassenwalze überfahren worden war. Alle, die das sahen, waren geschockt, sogar Mediziner mussten psychologisch betreut werden. Ich sah dann eine Frau, die etwas weiter entfernt an der Bushaltestelle sass. Zwei Stunden später merkte ich, dass sie immer noch da sass. Ich fragte sie, ob alles okay sei. Aber sie schaute einfach durch mich hindurch. Sie hatte offenbar gesehen, wie es geschah. Dieser leere Blick ging ganz tief rein.

**Weltwoche:** Was ist schlimmer: der Anblick von Toten oder die Reaktion von Lebenden?

**Cortesi:** Beides ist schlimm, aber man lernt, damit umzugehen. Diese Bilder jedoch, die vergisst man schon nicht einfach so. Ein Kopf etwa, der im Kreis 3 in einem Hinterhof lag, auf einer Wiese, daneben der Körper. Oder der achtjährige Bub, der unter das Zwillingrad eines LKW kam.

**Weltwoche:** Wie konnten, wie können Sie trotz allem optimistisch bleiben?

**Cortesi:** Familie, Freunde, Freundin. Und ich bin viel in der Natur. Ich bike, fahre Rennvelo, klettere, mache Skitouren oder Langlauf. Freizeitbeschäftigungen sind wichtig, aber auch das Team. Wir sprechen viel über solche Themen. So können wir es auch besser verarbeiten.

**Weltwoche:** Lesen Sie, wenn Sie frei haben, auch Krimis?

**Cortesi:** Nein.

**Weltwoche:** Sie haben keinen Lieblingskrimi?

**Cortesi:** Ich lese kaum Bücher, ich bin kein Bücherwurm. Andere lesen viel mehr. Judith Hödl zum Beispiel, meine Nachfolgerin. Sie liest, wie andere Jogurt essen.

**Weltwoche:** Gehen wir zurück in Ihre Jugend: Mit welchen Erwartungen zogen Sie als Sechzehnjähriger vom Engadin nach Zürich?

**Cortesi:** Bergler sind fasziniert von Zürich. Alle! Die Jungen, weil da etwas läuft. Und so ging es mir auch, Zürich ist halt Zürich.

**Weltwoche:** Was vermissten Sie am meisten?

**Cortesi:** Die Berge, die Leute und die Sprache.

**Weltwoche:** Stimmt es, dass Sie romanischsprachig aufgewachsen sind?

**Cortesi:** Ich rede noch immer romanisch daheim. Meine Freundin wollte es unbedingt ler-





«Ehrlichkeit zahlt sich aus»: Mediensprecher Cortesi.

nen. Heute merkt niemand mehr, dass sie nicht romanischsprachig aufgewachsen ist.

**Weltwoche:** Haben Sie das Militär gemacht?

**Cortesi:** Natürlich! Ich war bei der Strassenpolizei.

**Weltwoche:** Also doch kein Zufall, dass Sie Polizist wurden.

**Cortesi:** Das hatte nichts mit der Stadtpolizei Zürich zu tun. Aber es stimmt, der Polizeiberuf fasziniert mich noch immer. Man erlebt viel, und Polizist sein ist anspruchsvoll.

**Weltwoche:** Nach der Ausbildung begannen Sie 1986 als Streifenpolizist. Erinnern Sie sich an Ihren ersten Einsatz?

**Cortesi:** Ja, an der Rosengartenstrasse zog ein Mann umher und erzählte, dass er Dinos und Elefanten gesehen habe. Er war völlig verwirrt. Am Schluss nahmen wir ihn mit und liessen einen Mediziner kommen.

**Weltwoche:** Das war aber nicht Ihr Alltag Ende der Achtziger, oder?

**Cortesi:** Nein, nein. Ich war damals in der Betäubungsmittelfahndung. Am Platzspitz oder am Letten gab es fast wöchentlich Tote. Unglaublich, wie viele und was für Menschen da vor sich hin vegetierten. Manche sahen gesund aus, bis sie nicht mehr aufhören konnten, sich mit harten Drogen vollzuspritzen. Schreckliche Szenen! Ich dachte damals immer wieder, die Polizei sei nichts für mich.

**Weltwoche:** Trotzdem blieben Sie und machten einen Abstecher zur Kantonspolizei, wo Sie im Transportdienst Schwerstverbrecher vor Gericht brachten. Welches Schicksal ist Ihnen besonders geblieben?

**Cortesi:** Ich begleitete einen Mann, der seiner Freundin – im Kreis 5 – den Kopf abgeschnitten hatte. Den Kopf steckte er in einen Rucksack und trampelte damit nach Schweden – per Autostopp. Jeden Abend machte er ein Feuerchen. Neben sich: der Kopf seiner Freundin.

**Weltwoche:** Was war denn das für ein Typ?

**Cortesi:** Unscheinbar. Ich hätte ihm das nicht zugetraut.

**Weltwoche:** Haben Sie, in all den Jahren, das Böse in Reinform kennengelernt?

**Cortesi:** Ich glaube nicht. Ich bin immer noch überzeugt, dass Straftäter mit etwas Glück einen anderen Weg eingeschlagen hätten.

**Weltwoche:** Wie veränderte sich Ihr Menschenbild über die Jahre?

**Cortesi:** Gar nicht. Ich glaube heute noch, dass der Mensch grundsätzlich gut ist, leider aber sehr egoistisch handeln kann.

**Weltwoche:** Trotz dieser düsteren Aspekte: Was motivierte Sie, täglich für Ruhe und Ordnung zu schauen?

**Cortesi:** Das Bedürfnis, den Menschen zu helfen. Es gibt Leute, die froh sind, dass es die Polizei gibt, dass sie kommt, wenn man sie braucht. «Dein Freund und Helfer», das trifft unseren Beruf gut. Eine Gesellschaft ohne Polizei würde nicht so gut funktionieren.

**Weltwoche:** Gab es eine Regel, die Sie durchsetzen mussten, moralisch aber nicht vertreten konnten?

**Cortesi:** Klar. Sehen Sie diese Tempo-30-Tafel da unten? Ob das sinnvoll ist, darüber kann man diskutieren. Aber meine Meinung ist nicht gefragt. Ich bin der Sprecher vom Kommando, nicht der Sprecher über das Kommando.

**Weltwoche:** Als Sie 1992 Polizeisprecher wurden, wie war danach Ihr Verhältnis zu den Uniformierten an der Front?

**Cortesi:** Sehr gut, nach wie vor, auch zum Kommandanten. Mit ihm habe ich fast täglich Kontakt. Ich darf viel selber entscheiden. Es gibt aber Fälle, die muss der Kommandant wissen oder selbst entscheiden.

**Weltwoche:** Zum Beispiel? Wann war der Chef-Chef gefragt?

**Cortesi:** Erinnern Sie sich an Paula O., die Brasilianerin, die sich 2009 die Buchstaben «SVP» in die Oberschenkel ritzte? Sie behauptete,

*«Ich begleitete einen Mann, der seiner Freundin – im Kreis 5 – den Kopf abgeschnitten hatte.»*

Nazis hätten sie am Bahnhof Stettbach überfallen und malträtiert. Mit diesem Fall ging ich zum Kommandanten. Wir entschieden dann, keine Medienmitteilung rauszulassen. Und das war nicht schlecht – eine Woche lang, bis die Frau selber zu die Medien ging ...

**Weltwoche:** ... und einen Tsunami lostrat?

**Cortesi:** Das war ein Riesentheater! Sogar Lula da Silva, der brasilianische Präsident, machte uns Vorwürfe. Und das Schweizer Fernsehen fragte mich in einem Interview: «Glauben Sie der Frau etwa nicht?» – Eine schwierige Frage. Meine Antwort: «Doch, aber wir sind überzeugt, dass wir die Ermittlung auch ohne Medien weiterbringen können.» In Brasilien wurden die Schweizer als Rassisten bezeichnet – und das in einer Zeit, als die SVP schwarze Schäfli auf ihre Plakate druckte.

**Weltwoche:** Was unternahmen Sie?

**Cortesi:** Mein Hauptproblem war, dass Paula O. behauptete, ihre ungeborenen Zwi-



linge verloren zu haben. Also rief ich Professor Walter Bär an, den Chef des Instituts für Rechtsmedizin an der Uni Zürich. Ich wollte – wie immer in heiklen Fällen – den Schmid, nicht den Schmidli, also die glaubwürdigste Stimme, die ich finden konnte. Er sagte mir, dass das vermeintliche Opfer nicht schwanger gewesen sei. Dann trat er mit dieser Aussage an der Medienkonferenz auf. Und das war dann die coolste Medienkonferenz, die ich je gemacht habe. Sogar Lula da Silva kam, und ich wusste, dass wir diese Situation unbeschadet überstehen würden. Sie hätten die Gesichter der Journalisten aus Brasilien sehen müssen, als Bär seine Aussage machte. (Lacht)

**Weltwoche:** Auf was kommt es in so einer Situation an, um richtig zu kommunizieren?

**Cortesi:** Cool bleiben und schauen, von welcher Seite die Pfeile geflogen kommen. Dann heisst es, offen und nachvollziehbar zu kommunizieren. Es gilt: richtig vor schnell. Und wer Fehler macht, muss sie auch eingestehen.

**Weltwoche:** Angenommen, Sie sind der oberste Krisenkommunikator des Bundesrates. Wie würde Ihr Ratschlag lauten, um PR-mässig gescheit durch die Corona-Krise zu navigieren?

**Cortesi:** Die Aussagen, die kommuniziert werden, müssen rasch, transparent und einheitlich sein. Wenn selbst die Stadtpolizei keinen Durchblick mehr hat, was gilt und was nicht, ist das nicht gut. Es geht um Glaubwürdigkeit: Die Bevölkerung muss Vertrauen in die Aussagen der Regierung haben.

**Weltwoche:** Seit 2007 sind Sie nicht nur Sprecher, sondern auch Medienchef: Wie führen Sie Ihr Team?

**Cortesi:** Für mich ist mein Team sehr wichtig. Jeder soll sich einbringen können, weshalb die Sitzungen am Morgen immer basisdemokratisch sind. Mir ist es wichtig, dass ich jeden Tag alle frage, wie es ihnen heute geht. Erst wenn ein Fall läuft, erteile ich Aufträge.

**Weltwoche:** Und dann heisst es: *Gring ache u seckle?*

**Cortesi:** Ja, dann haben wir keine Zeit mehr für lange Diskussionen. Und für Kommafehler und Ähnliches auch nicht. Medienschaffende wollen Fakten, kein Blabla.

**Weltwoche:** Hatten Sie jemals das Gefühl, dass Sie die Polizei verkaufen, sie ins bestmögliche Licht rücken mussten?

**Cortesi:** Ja, schon auch. Ich bin überzeugt, dass mit einer guten Kommunikation schlechte Einsätze besser dargestellt werden können. Und umgekehrt. Das heisst aber nicht, dass ich aus einem schwarzen ein weisses Papier machen kann. Aber ein graues ist möglich.

**Weltwoche:** Wann sprechen Sie von einem «guten Einsatz»?

**Cortesi:** Wenn die Betroffenen und die Bevölkerung zufrieden sind, wenn sie sagen, die Polizei habe korrekt, mit Augenmass und verhältnismässig gehandelt.



**Weltwoche:** Glauben Sie, die Bevölkerung ist heute insgesamt zufrieden mit der Polizei?

**Cortesi:** Ja. Vor fünfzehn Jahren, zur Zeit, als ich Chef wurde, war die Stimmung zwischen Journalisten und der Polizei nicht gut. Man glaubte uns nicht alles, das ist heute anders. Ich bin überzeugt, dass mir die Journalisten glauben, wenn ich etwas sage. Ich lüge aber auch niemanden an. Ich sage nicht immer alles, was ich weiss. Aber ich sage auch, dass etwas nicht gut war, wenn es denn so ist.

**Weltwoche:** Sie meinen also, das Ansehen der Polizei ist gut in der Bevölkerung?

**Cortesi:** Ja.

**Weltwoche:** Was heisst das? Vielleicht auf einer Skala von eins, als schlimmster Feind, bis zehn, bester Freund?

**Cortesi:** Mindestens neun.

**Weltwoche:** Wirklich?

**Cortesi:** Bevölkerungsumfragen zeigen, dass 96 Prozent zufrieden bis sehr zufrieden sind.

**Weltwoche:** Wie erleben Sie konkret diese Polizeibegeisterung, von der Sie sprechen?

**Cortesi:** Ich war mal mit Beni Thurnheer in der gleichen Zunft Ehrengast am Sechseläuten. Am Umzug liefen wir die Bahnhofstrasse hoch, und ich stichelte: «Schau nur, ich werde mehr Blumen bekommen als du.» Am Schluss hatten wir beide zwei Wägelchen voll.

**Weltwoche:** Wie ist es, als Bündner ein Zürcher Stadtoriginal zu sein? Als Polizist?

**Cortesi:** Es ist erstaunlich, freut mich aber.

**Weltwoche:** Ich dachte immer, Polizisten seien das Feindbild Nummer eins.

**Cortesi:** Gut, dass Sie sich irren.

**Weltwoche:** Nein, jetzt ernsthaft: Woher kommt eigentlich dieser Polizistenhass?

**Cortesi:** Das frag' ich mich manchmal auch. Buben und Mädchen sind bis zehnjährig meist Polizei-Fan, aber auf einmal kippt's. Vielleicht, weil die Polizei den Staat verkörpert. Und vom Staat will man sich nichts sagen lassen.

**Weltwoche:** Wenn Sie Graffiti und Sticker mit «Fuck the police» oder «All cops are bastards» sehen, was löst das in Ihnen aus?

**Cortesi:** Dass wir Polizisten die undankbare Aufgabe haben, Leute zu kontrollieren und auch büssen zu müssen, wenn es sein muss – auch bei Kleinigkeiten. Dass in den Uniformen auch nur Menschen stecken, geht oft vergessen.

**Weltwoche:** Kontrollierte Schwarze warfen der Polizei unlängst ja in vielen Fällen Rassismus vor, *racial profiling*. Was ist da dran?

**Cortesi:** Ich kann nachvollziehen, dass Leute, die immer wieder kontrolliert werden, ein Problem damit haben. Es muss aber möglich sein, dass alle Menschen, egal welcher Herkunft und Hautfarbe, kontrolliert werden können. Und wenn an der Langstrasse, wo der Drogenhandel von Schwarzen betrieben wird, dunkelhäutige Menschen kontrolliert werden, kann ich das verstehen. Vor zehn bis fünfzehn Jahren gab es vermutlich Fälle von *racial profiling*. Heute ist

das aber sicher nicht mehr so. Polizisten sind extrem sensibilisiert.

**Weltwoche:** So sehr, dass es sich Zürcher Polizisten zweimal überlegen, bevor sie Schwarze kontrollieren?

**Cortesi:** Ich bin nicht mehr auf der Strasse, aber ich glaube es nicht. Unsere Polizisten müssen Kontrollgründe haben, um jemanden zu kontrollieren. Wir sind aber, das möchte ich betonen, hier nicht in den USA, sondern in der Schweiz. Bei uns dauert die Ausbildung zwei Jahre, in Amerika ist sie deutlich weniger lang.

**Weltwoche:** Gibt es Szenarien, in denen *racial profiling* legitim wäre?

**Cortesi:** Nein, aber wenn ein Dunkelhäutiger kontrolliert wird, weil Polizisten ein entsprechendes Signalement haben, einen Hin-



weis, dass ein dunkelhäutiger Einbrecher in der Nähe auf der Flucht ist. Dagegen ist nichts einzuwenden.

**Weltwoche:** Was sagen Sie Kritikern, die Polizisten überschüssende Gewalt vorwerfen? Von einem brutalen Exzess war kürzlich die Rede, nachdem ein Polizist dreizehn Mal auf einen Mann geschossen hatte. Gibt es Polizisten, die dafür verurteilt werden?

**Cortesi:** Ja, das gibt es immer wieder. Sie nennen jetzt diesen Dreizehn-Schüsse-Fall: Haben Sie schon mal mit einer Pistole geschossen?

**Weltwoche:** Warum meinen Sie?

**Cortesi:** Polizisten müssen regelmässig ins Schiessstraining. Denn es ist extrem schwer, ein sich bewegendes Ziel zu treffen. Der Mann wurde, gemäss Zeitungsberichten, sechs Mal getroffen. Weil aber nur Weichteile und keine vitalen Punkte betroffen waren, gab er nicht auf ...

**Weltwoche:** ... und weil der Mann aufstand, musste der Polizist weiterballern – wegen der drohenden Gefahr?

**Cortesi:** Hey, der Mann war mit einem Riesenmesser unterwegs! Wenn bekannt wird, dass Polizisten nicht korrekt gehandelt haben, reagiert sofort das Kommando. Nach einer ersten Untersuchung kann es durchaus sein, dass ein Strafverfahren eingeleitet wird. Und das kann dann auch zu einer Entlassung führen.

**Weltwoche:** Passiert das viel?

**Cortesi:** Zum Glück nur sehr selten. Was aber jede Nacht, an jedem Wochenende passiert, ist, dass Polizisten angepöbelt, angespuckt und zum Teil auch angegriffen werden. Das Gefühl kenne ich selber. Dafür sind Polizisten nicht da.

**Weltwoche:** Gewöhnt man sich an Gewalt?

**Cortesi:** Nein, ich hoffe nicht.

**Weltwoche:** Wo sehen Sie die grösste Gefahr für Zürich?

**Cortesi:** Zurzeit sicher in Corona.

**Weltwoche:** Gibt es etwas, was Sie persönlich beunruhigt?

**Cortesi:** Ich kann mir vorstellen, dass der Wohn- und Lebensraum hier knapp wird.

**Weltwoche:** Sie nannten Zürich einst die «schönste, sicherste und beliebteste Stadt» auf der Welt. Stimmt das?

**Cortesi:** Ja, davon bin ich heute noch überzeugt. Sie müssen sich die Rankings anschauen, da ist Zürich immer unter den Top drei.

**Weltwoche:** Gibt es in der Stadt einen gefährlichsten Ort?

**Cortesi:** Nein.

**Weltwoche:** Warum sind Zürich und auch die Schweiz verhältnismässig so sicher?

**Cortesi:** Ist doch schön, dass es so ist! Warum, weiss ich nicht. Ich weiss nur, die meisten fühlen sich wohl hier und wollen nicht, dass sich etwas daran ändert.

**Weltwoche:** Was schätzen Sie an Ihrem Heimatland am meisten?

**Cortesi:** Ich mag die Schweiz, ich möchte nirgendwo anders leben. Ich bin gerne in Zürich und im Engadin, und wenn ich nur schon nach Basel muss, habe ich Heimweh. (*Lacht*)

**Weltwoche:** Zum Schluss: Haben Sie eine unerfüllte Polizistensehnsucht?

**Cortesi:** Eigentlich nicht. Ich bin aber sehr gespannt auf die Berichte zu meiner Person, was nach 37 Jahren zurückkommt. Von den Journalisten hörte ich sowieso selten Lob, und wenn ich dann noch ehrlich sagte, die Polizei habe einen Fehler gemacht, musste ich auch schon alleine Kaffeepause machen. Meine direkten Mitarbeiter sagten immer, ich sei zwar ehrlich, aber das zahle sich nicht aus. Ich sagte dann: «Doch, Ehrlichkeit zahlt sich aus.»

**Weltwoche:** Allerletzte Frage: Was wünschen Sie Ihrer Nachfolgerin?

**Cortesi:** Dass sie so bleibt, wie sie ist, und dass sie damit Erfolg hat.

# Gefährdete Philosophie

Stets wenn die Welt erkrankt, fordern Abstinenzler eine Nüchternheit für alle.  
Zeit für ein Plädoyer für die Trunkenheit.

Michael Bahnerth

Dieser Tage mehren sich die Stimmen jener, die in der Nüchternheit eine Art Rauschzustand ausmachen. Sie verweisen darauf, dass man ohne Alkohol glücklich sein kann, als Nichttrinker das Gesundheitssystem schone, weniger Scheisse baue und einen viel ungetrübteren Blick auf die Realität habe. Das mag alles sein, ich kann da nicht mitreden. Ich habe nur diesen Satz von Marcello Mastroianni: «Abstinenzler sind Leute, die niemals entdecken, was sie versäumen.»

Offenbar setzen Zeiten der Krankheit bei labilen Menschen das Bedürfnis nach Gesundheit frei. Sie fangen dann an zu laufen, hören auf, Fleisch zu essen, und vor allem trinken sie nicht mehr, alles in der Hoffnung, dass ihr Siechtum, ihr Sterben und ihr Tod dann weiter weg seien als dem Trinker die Nüchternheit.

Sie fühlen sich anschliessend wie unsterblich eine Zeitlang und sind beseelt von einem missionarischen Eifer, der darin besteht, dass sie ihre Nüchternheit bei jeder Gelegenheit preisen, als ob sie ein Evangelium wäre, das zur Rettung der Welt führte. Der nüchterne Mensch scheint in seinem Hang zu monologisierenden Predigten ein noch einfacheres Wesen zu sein als der trunkene. Das liegt auch daran, dass Nüchternheit und Abstinenzlertum keine Kunst sind, der Rausch und das Dasein als kultivierter Schluckspecht hingegen schon.

## Unvernunft ab fünf Uhr nachmittags

Eine Gesellschaft ohne Rausch hat nur noch die Vernunft und kann nie über sich selbst hinauswachsen. Vernunft gebärt nur Vernunft, aber keine Visionen, nur Träume, die so ereignislos daherkommen wie ein alkoholfreies Bier. Tagsüber ist Vernunft im Hinblick auf den Weltenlauf und die Fragilität des Menschen ja angebracht, aber ab fünf Uhr nachmittags braucht sie Unvernunft, nur schon wegen der universellen Balance von allem. Wenn der Tag geht, sollte der Rausch kommen, der Rausch, nicht das Besaufen bis zur Besinnungslosigkeit – die eigene Auslöschung, das kann jeder, und das ist nur etwas für die geistig Tumben und die ganz, ganz Verzweifelten.

Die Philosophie des Rausches ist, wie jede Philosophie, nicht ganz einfach. Sie ist im Rausch selbst nur zu fühlen. Nüchtern ist sie kaum zu begreifen. Es genügt nicht, abends eine Flasche Wein zu öffnen und zu trinken, um ein Philosoph des Rausches zu werden. Es braucht eine gewisse geistige Disposition, eine fruchtbare innere Erde, in der der Alkohol nicht einfach versickert, sondern die er trinkt und die dort verborgenen Samen zum Spriessen animiert. Der Rausch, der die Blumen des Geistes und der Welt zum Blühen bringt, braucht die Fähigkeit zur Intelligenz. Intelligenz ist das Wasser, in dem der Rausch baden kann und schwimmen. Ohne dieses Wasser säuft er einfach ab.

Deswegen werden nicht alle, die trinken, geistreich, sondern bisweilen einfach nur besoffen, und besoffen zu sein, ist trivial und ähnlich simpel wie nüchtern zu sein, also keine grosse Sache. Der gepflegte Rausch verlangt ein grosses Mass an Disziplin, Selbstkenntnis und Erfahrung. Ein kultivierter Trinker ist wie ein Bergsteiger, der sich aufmacht zu einem Gipfel, der gleichzeitig vorsichtig ist und mutig,

der Schritt für Schritt sich dem scheinbar Un-erreichbaren annähert und der vor allem weiss, dass er umkehren muss, wenn der Gipfel an diesem Tag seine Möglichkeiten übersteigt.

Aber wenn alles passt, die innere Haltung, die Tagesform des Geistes, die Qualität des Weines, die Menschen, mit denen man ihn trinkt, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass sich im oft beengenden Raum des Gehirns eine ganze Galaxie auftut, die durchsetzt ist von flirrend funkelnden Sternen und einem Nebel, der wie zauberhaft durchsichtig ist. Wenn nicht, ist man immerhin ein wenig trunken und konnte seine Sorgen ein klein wenig ertränken.

## Dionysischer Funkenschlag

Es ist eine Tatsache, dass das Hirn ohne Rausch Gefahr läuft, auf Dauer auszutrocknen. Dazu muss man sich nur Menschen anschauen, die sich abends um eine Teekanne versammeln. Natürlich unterhalten sie sich nett, aber da ist kein dionysischer Funkenschlag, weil da kein Nektar ist, da ist kein kleiner Urknall der Seele, die sich auf eine Expansion in den Raum und die Zeit eines alkoholischen Universums begibt, die auf ihrer Reise neue Materie schafft und gelegentlich dem Geheimnis der dunklen Energie auf der Spur zu sein scheint. Dass Alkohol Hirnzellen absterben lässt, ist übrigens eine Mär und war der Versuch der Verteufelung des Alkohols durch eine Handvoll verwirrter Abstinenzler am Anfang des 19. Jahrhunderts.

Es gibt bei der Kunst des Rausches nur ein wirkliches Problem. Es handelt sich um seine hässliche Schwester, die Alkoholintoxikation. Der Volksmund nennt sie «Kater», die Trinker eine *bitch*. Der Kater ist in der Tat ein existenzieller Tritt in den Hintern, physisch, psychisch, philosophisch, und er ist der einzige Moment im Leben eines Trinkers, in dem er sich Nüchternheit herbeisehnt und bereit wäre, allerlei Unsinn zu schwören. Erfahrungsgemäss erholt sich der Trinker so gegen 18 Uhr desselben Tages mit dem ersten Glas, schüttelt die Nüchternheit ab und begibt sich auf die Reise zu den nahegelegensten Paradiesen dieser Welt.





# Learning by Doing bei der NZZ

Die Schweizer Medienbranche ist keine Exportindustrie. Die NZZ ist die einzige Ausnahme.



Es ist selten, dass Top-Journalisten aus einem Verlag in Deutschland zu einem Verlag in der Deutschschweiz wechseln.

Insofern ist der Wechsel von Jan-Eric Peters eher ungewöhnlich. Peters war beim Springer-Konzern der Chefredaktor der *Welt*, der *Welt am Sonntag* und des TV-Senders N24, und all dies gleichzeitig. Nun geht er zur NZZ.

Eher ungewöhnlich ist auch der Abgleich des Organigramms. Bei Springer war Peters der Chef von ungefähr fünfhundert bis sechshundert Mitarbeitern. Bei der NZZ ist er der Chef von ungefähr zwei bis drei Mitarbeitern.

Ich kann seinen Wechsel dennoch verstehen. Peters wird Geschäftsführer des Start-ups NZZ Deutschland. Es ist ein attraktiver Job. Er managt eine Premiere der Schweizer Mediengeschichte. Erstmals hat ein hierzulande produzierter Titel echten Erfolg im Ausland.

Die NZZ kommt in Deutschland derzeit auf eine abonnierte Auflage von 33 000 Exemplaren, fast doppelt so viel wie noch vor einem Jahr. Die Mehrzahl sind digitale Monats-Abos, die sich, à la Netflix-Modell, jeweils automatisch erneuern.

Aufgrund des schnellen Wachstums wurde soeben die Latte höher gelegt. Neues Auflageziel in Deutschland sind 100 000 Abonnenten. Das ist zwar «enorm ambitioniert», wie NZZ-Chefredaktor Eric Gujer sagt, aber unrealistisch ist es nicht.

Denn die NZZ stösst in Deutschland in eine publizistische Marktlücke, die weit offensteht. Es ist die Marktlücke des bürgerlichen Journalismus.

In ihrer Amtszeit ist Kanzlerin Angela Merkel, von Ausländer- bis Energiepolitik, immer

weiter nach links gerückt. Die Medien sind ihr bei dieser Drift gefolgt. Selbst in vormaligen konservativen Bastionen wie der *Welt* und der *Frankfurter Allgemeinen* sind rosarote Positionen inzwischen salonfähig. Die NZZ wurde dadurch, ungewollt, zum einzigen konservativen Schiff, das noch gegen den rot-grünen Mainstream dampft.

Der Stapellauf war 2015. In der damaligen Flüchtlingswelle überschlugen sich die deutschen Redaktionen – «Refugees welcome» – vor lauter Begeisterung über die unkontrollierte

*Die NZZ wurde, ungewollt, zum konservativen Schiff, das gegen den rot-grünen Mainstream dampft.*

Zuwanderung. Die NZZ, angeführt von Leitartikler Gujer, war das einzige deutschsprachige Blatt, das über importierte Kulturkonflikte und Kriminalität zu schreiben wagte. «Der andere Blick» hiess die Spitzmarke der kritischen Kommentare. «Der andere Blick» ist seitdem zum strategischen Slogan für die gesamte Deutschlandexpansion der NZZ geworden.

«Die NZZ ist die Stimme des liberalen Bürgertums im deutschsprachigen Raum», formuliert es Marc Felix Serrao, der Chefredaktor der zehnköpfigen NZZ-Redaktion in Berlin. Man tritt ein für «die Eigenverantwortung des Einzelnen – und gegen Kollektivismus und staatliche Bevormundung». In der deutschen Nation, wo Staatsgläubigkeit und Herdentrieb so populär sind wie lange nicht mehr, ist das eine schon fast subversive Geisteshaltung.

Subversiv, aber gefragt. Es gibt in der Schweiz nur wenige vergleichbare Exportgeschichten. Der einzige Verlag, der sich in grösserem Stil in landesferne Märkte traute, war bisher Ringier. Anfang der neunziger Jahre gründete Ringier etwa die Boulevardblätter *Blesk* in Tschechien und *Blick* in Ungarn, beide als Blueprint des hiesigen *Blicks*. Beide sind auch heute noch die auflagestärksten Zeitungen in ihren Ländern.

Weniger erfolgreich war Ringier hingegen mit der Expansion seiner früheren Wirtschaftszeitung *Cash*, die man ab 1990 in sechs osteuropäischen Ländern lancierte. Keines der Blätter überlebte mit dem Konzept bis heute.

Auch die NZZ begann mit einem Flop. 2015 wollte ihr damaliger CEO Veit Dengler den österreichischen Markt aufrollen, machte aber so ziemlich alles falsch, was man falsch machen kann. Er baute in Wien eine völlig überdimensionierte Redaktion auf, die ohne publizistische Linie herumwurzelte und zudem den Kontakt zur Zentrale in Zürich eher mied. Es wurde ein Millionengrab. Nach zwei Jahren und gerade mal 2000 Abonnenten war der Irrlauf zu Ende, und der CEO durfte sich einen neuen Job suchen.

Die NZZ lernte aus dem Debakel. Sie tat in Berlin einfach das Gegenteil von all dem, was sie in Wien getan hatte. Die Redaktion zählt nur zehn Köpfe, das journalistische Konzept steht, die Kooperation mit Zürich funktioniert. Und Ende Jahr, so wie es läuft, wird man in Deutschland um die 50 000 Abonnenten haben.

Learning by Doing, sagt man dem.

# Anleitung zum Fremdgehen

Treue ist gut, ein Seitensprung oft besser. Denn der Mensch ist nicht von Natur aus monogam. Das ist weniger schlimm, als es klingt.

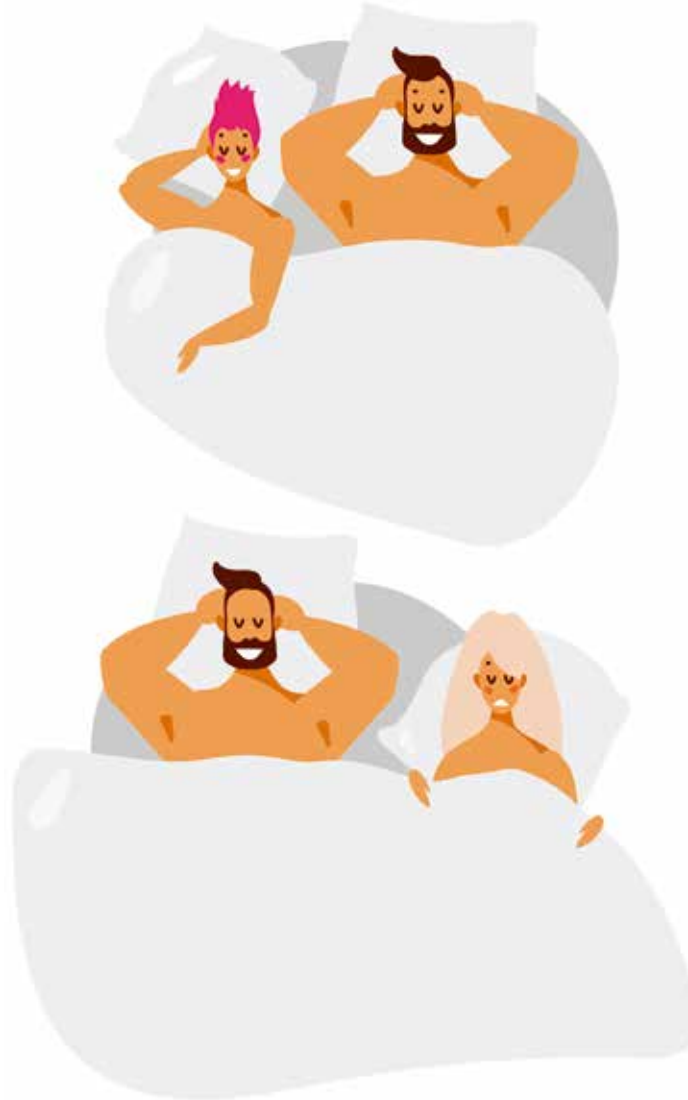
Alex Baur

**E**s stimmt, man muss nicht alles ausprobieren im Leben. Man muss zum Beispiel keinen Kot essen, um herauszufinden, dass Kot nicht schmeckt. Tabus können ganz nützlich sein, sie erleichtern den Alltag. So würde ich mich zum Beispiel davor hüten, mit meiner Frau einen Swingerklub aufzusuchen. Es sind nicht moralische Bedenken, die mich davon abhalten. Mein Instinkt sagt mir einfach, dass irgendein schlechter Nachgeschmack hängenbleiben könnte, den wir für den Rest unserer Tage nicht mehr loswürden.

Erotische Eskapaden bergen immer das Risiko in sich, dass etwas unheilbar zerbricht. Nur kann der Ausbruch aus der Routine eine Beziehung auch beleben, ja sogar retten. Bisweilen reicht allein die Fantasie, dass es der Partner mit einem andern treiben könnte, um die Lust auf ihn neu zu wecken. Die Monogamie mag eine zivilisatorische Er rungenschaft sein. Aber sie widerstrebt der menschlichen Natur. Vor allem jener der Männer. Wir sind darauf programmiert, unseren Samen möglichst weit zu streuen. Die Frauen, welche die Frucht auszutragen haben, sind in der Regel etwas wählerischer. Doch fürs Fremdgehen braucht es bekanntlich immer mindestens zwei.

## Tabu Eifersucht

Ich wurde als Teenager von einem Ambiente geprägt, in dem ziemlich viel herumgemacht wurde. Aids war damals, in den siebziger Jahren, noch kein Thema. Die freie Liebe aber sehr wohl, zumindest in den Spät hippie-Kommunen, wo ich verkehrte. Tabu waren in jenen Kreisen nur zwei Dinge: Besitz und Eifersucht. So wurde denn auch ziemlich munter und übers Kreuz gerammelt. Doch in Wahr-



*Eine Frau kommt selten allein.*

heit waren wir nicht minder verlogen als die bürgerliche Moral, die wir so sehr verachteten.

Theoretisch waren alle gleich und gleichberechtigt, Männlein und Weiblein, Eigentum war verpönt. Oberflächlich funktionierte das leidlich, aber eben nur, solange die Begegnungen oberflächlich blieben. Der allgegenwärtige Handdunst vernebelte vieles. Doch hinter der rousseauschen Hippiefassade trieben Urgewalten wie Neid, Missgunst,

Hass und Gier ihr Unwesen wie eh und je.

Auch im Paradies der freien Liebe gab es immer wieder Durststrecken, in denen nichts gelingen wollte, in denen jede Avance scheiterte. Hatte ich mir nach Wochen oder gar Monaten unfreiwilliger Enthaltbarkeit dann aber endlich wieder einmal ein Mädchen angelacht, tauchte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mindestens eine Alternative auf. Eine Frau, das war eine meiner zentralen Lehren auf der anarchischen Lustwiese, kommt selten allein. Frauen haben ein geheimes Sensorium für Männer, die gerade angesagt sind. Und wenn sich eine auf einen Kerl stürzt, ist die Konkurrenz schnell zur Stelle.

Wir Trottel glauben bei einer solchen Konstellation gerne, im Zentrum des Interesses zu stehen. Tatsächlich geht es den Frauen oft nur darum, Konkurrentinnen auszustechen. Das erklärt die allem Spott zum Trotz ungebrochene Popularität der TV-Show «Der Bachelor». Der Zickentanz um den Gockelthron entspricht einem nur oberflächlich verschütteten, archaischen und mächtigen Urprinzip. Männer tun alles Mögliche und Unmögliche, um den Frauen zu imponieren – doch die Entscheidung, wer es mit wem treibt, die jassen die Frauen unter sich aus.

die jassen die Frauen unter sich aus.

Womit wir bei einer weiteren prägenden Erkenntnis aus meinen Lehr- und Wanderjahren wären: Zwischen Partnern gibt es keine Gleichheit. Lust und Sehnsucht sind grundsätzlich ungerecht verteilt. Einer von beiden hat immer das Nachsehen. Zuhälter sind Meister in dieser Disziplin. Sie gewähren einer Frau immer nur so viel Zuneigung, wie es braucht, um ihren Hunger nach mehr zu stimulieren, doch sie



hüten sich davor, dieses Verlangen je zu stillen. Das weibliche Gegenstück zum Zuhälter ist die Femme fatale, welche die Männer mit vagen Verheissungen an den Rand des Wahnsinns und manchmal darüber hinaus treibt. Doch die Macht hat auch ihren Preis. Beide, der Zuhälter wie die Femme fatale, leben und sterben in der Regel einsam.

### Langweilige Zuneigung

Profane Interessen spielen bei der Partnerwahl immer eine Rolle, auch wenn wir es leugnen, und zwar eine zentrale. Anders lässt sich nicht erklären, warum der greise Krösus immer eine junge Schönheit findet und eine gutgebaute Frau selten alleine ist. Im Idealfall ergänzen sich die Interessen. Wenn beide profitieren, ist das die beste Grundlage für eine dauerhafte Beziehung. Das schliesst nicht aus, dass Menschen sich zwischendurch auch selbstlos lieben. Doch wir sollten uns keine Illusionen machen. Bedingungslose Zuneigung wird mit der Zeit unerträglich langweilig.

Deshalb hungern auch verheiratete Frauen für die Linie, gehen häufiger zum Coiffeur als nötig und quälen sich mit hohen Absätzen ab.

### Der Zickentanz um den Gockelthron entspricht einem mächtigen Urprinzip.

Ihre Ehemänner schmücken sich vornehmlich mit potenten Autos, schwitzen im Krafttraining und vollbringen Heldentaten. Seien wir ehrlich, all diese Mühen nehmen wir nicht auf uns, nur um unseren Partner zu bezirzen. Wir möchten auf dem Markt attraktiv bleiben, auch wenn wir längst vergeben sind. Und wenn das Verlangen übermächtig wird, kommt es auch mal zum Seitensprung. Die Frauen agieren dabei etwas diskreter und raffinierter als die Männer.

Nirgends wird so viel und so unverschämt gelogen wie beim Sex. Frauen himmeln ihre Machos an, auch wenn diese nicht ganz so toll sind. Männer schwören ewige Treue, obwohl sie vielleicht schon an die Nächste denken. Das ist nicht nur schlecht. Schliesslich schummelt man für den andern, damit er sich gut fühlt. Im Geschäftsleben mag protestantische Ethik zum Erfolg führen, im Geschlechtsleben kommt man mit katholischer Doppelmoral weiter.

In meinen jungen Jahren hatte ich eine Freundin, die beim Sex sehr laut war und partout simultan mit mir zum Höhepunkt kam. Eines schönen Tages fingierte ich einen Orgasmus, sie tappte prompt laut stöhnend in die Falle. Natürlich merkte sie sofort – Frauen merken alles –, dass ich sie reingelegt hatte. Das verzieh sie mir nie. Es war das abrupte Ende einer grossen Leidenschaft.

Ich begriff damals: Das weibliche Seelen-

leben geht mich nichts an. Ob sie es für sich selber oder für mich tut, ob aus Mitleid oder Leidenschaft, das ist ihre Sache. Frauen wollen nicht verstanden werden, es reicht, wenn wir sie begehren. Zuneigung ist ein Geschenk, das man nehmen oder lassen kann, aber niemals hinterfragen soll. Genauso verhält es sich mit den Blumensträssen, mit denen balzende Männer ihre Herzensdamen beknieen. Eine Kennerin geniesst den Augenblick und fragt nicht weiter.

Vor vielen Jahren besuchte ich mit meiner Frau ein befreundetes Paar in Venezuela. Die beiden hatten soeben ihr erstes Kind zur Welt gebracht, eine verheissungsvolle Zukunft stand ihnen bevor. Doch irgendetwas stimmte nicht, wie wir bald merkten. Die junge Frau schwor, sie würde ihren Mann verlassen, wenn er sie nur ein einziges Mal betrügen würde. Er mimte den Unwissenden. Doch später, unter vier Augen, gestand er mir, dass er sich in eine unheilvolle Affäre verstrickt hatte. Die Mätresse erpresste den jungen Vater nach allen Regeln der Kunst, mit anonymen Telefonaten und dergleichen.

Ich riet meinem Freund, die Affäre radikal zu beenden, gegenüber seiner Frau aber stur alles zu leugnen: «Und wenn sie dir das Beweisfoto unter die Nase hält, streite einfach alles ab.» Am besten sollte er den Spiess umkehren und seiner Frau ein Eifersuchtsdrama machen. Das wäre nicht nur eine elegante Ablenkung, er würde ihr so auch beweisen, dass er sie und nur sie liebte und begehrte.

### Eheliche Minimaldiät

Der unmoralische Ratschlag kam in Wahrheit von meiner Frau, die ich in der Not eingeweiht hatte. Die Liebesmüh war leider vergeblich. Kurz nach unserer Abreise legte mein Freund ein umfassendes Geständnis ab. Natürlich liess ihn seine Frau deshalb nicht sitzen. Südamerikanerinnen verlassen einen Mann nie wegen einer anderen Frau, jedenfalls nicht, solange die Nebenbuhlerin nicht definitiv ausgeschaltet ist. Doch ihre Strafe war fürchterlich.

Einige Jahre später besuchte ich die beiden in New York, wo sie nach der Machtübernahme des unseligen Hugo Chávez hingezogen waren. Mit harter Entbehrung hatte sich das junge Paar hochgearbeitet, doch mein einst stolzer Freund war nur noch ein Schatten seiner selbst. Völlig zerknittert erzählte er mir, dass ihn seine Frau seit seiner Affäre auf eheliche Minimaldiät gesetzt hatte. Sie gewährte ihm nur noch knapp genug Sex, um die Sehnsucht nicht ganz verkümmern zu lassen und wunderbare Zwillinge zu zeugen. Ihre Vorwurfshaltung habe sich chronifiziert.

Ich vermute, es mangelte nicht an Liebe. Als selbstbewusste und attraktive Frau, die sie ist, hätte sich unsere Bekannte ohne weiteres von ihrem Mann trennen können. Das spartanische eheliche Regime war vielmehr

eine erzieherische Massnahme, die sie ihm angedeihen liess, um die Familie zu schützen und zu bewahren. Er war einfach zu schwach. Also nahm sie die Zügel in die Hand.

Und die Moral der Geschichte: Wer fremdgeht, kann sich keine Schwäche leisten. Wirklich zum Problem wird der Seitensprung erst, wenn man einen Partner vernachlässigt, ihn in seine Fremdgeschichten hineinzieht oder mit seinen Gewissensbissen behelligt. Das kann für den Fremdgänger richtig anstrengend sein, vor allem, wenn es dann noch mehrere Beziehungen sind.

### Drei Partnerinnen

Ein Lehrstück in dieser Beziehung war für mich der Fall eines Rechtsanwalts, mit dem ich seit Jahren befreundet bin. Er hatte eine Zeitlang drei Partnerinnen. Die eine war klug, die andere herzensgut, die dritte eine Ulknudel. Ich kannte auch die drei Frauen recht gut. Über die Ménage-à-quatre wurde nur andeutungsweise gesprochen, doch mir schien, als hätten sie sich stillschweigend damit arrangiert. Jedenfalls beklagte sich keine von ihnen. Er, der Mann, war es, der schlappmachte, zusehends gestresst wirkte und dann, geplagt von Schlaflosigkeit und Kreislaufkrisen, kapitulierte.

Nach all meinen Lebenserfahrungen sind es nicht Fremdbeziehungen, die eine Ehe ruinieren, sondern nur der stümperhafte Umgang damit. Eine Prise Eifersucht kann sogar durchaus heilsam wirken auf eine erschlafte Paarbeziehung, sofern sie nicht zur Obsession wird. Wie weit das Techtelmechtel mit der Nachbarin oder der Flirt mit dem Arbeitskollegen dann effektiv geht, ist zweitrangig. Mit der Treue ist es wie mit dem Geschlechtsverkehr: Das Wesentliche spielt sich im Kopf ab.



# Zweierlei Mass

Linke Bilderstürmer, rechte Bilderstürmer:  
Was sie verbindet, was sie trennt.

Roger Köppel

Die Kritik an Trump als Anstifter von Gewalt und Aufruhr geht fehl. Auch am Mittwoch forderte er seine Anhänger auf, «friedlich und demokratisch» zu protestieren. Die Medien blenden es aus.

Es gibt keinen direkten Zusammenhang zwischen Ursache (Trump) und Wirkung (Einbruch ins Kapitol). Genauso wenig war Links-aussen-Senator Bernie Sanders schuld, als einer seiner Anhänger 2017 das Feuer auf Kongressleute eröffnete, nachdem Sanders während Monaten scharf behauptet hatte, die republikanische Gesundheitspolitik töte jährlich 36 000 Senioren. Am «Kongress-Baseball-Attentat» wäre ein rechter Parlamentarier fast gestorben.

Trotzdem haben Politiker eine Verantwortung für ihre Worte. Sie können Stimmungen nicht erzeugen, aber manchmal müssen sie sie mässigen. In den neunziger Jahren waren viele Schweizer wütend auf den EU-gläubigen Bundesrat. SVP-Aufsteiger Christoph Blocher hätte mühelos einen Saubannerzug entfesseln können. Blocher tat es nicht. Er hielt sich zurück.

Krawalle sind immer zu verurteilen. Die mantramässigen Verdammungen von Trump allerdings wären glaubwürdiger, hätten sich die jetzt so Empörten im letzten Jahr ebenso entzündet über die monatelangen Ausschreitungen, Verwüstungen, Brandschatzungen, Körperverletzungen und Polizistentötungen durch linke Mobs in demokratisch regierten Städten.

Führende Demokraten verharmlosten, rechtfertigten und verherrlichten die Ausschreitungen von Antifa und «Black Lives Matter» geradezu. Senatorin Kamala Harris, bald Vizepräsidentin, lobte am 17. Juni in einem Interview mit dem Comedian Stephen Colbert die marodierenden Linken als freiheitliche «Bewegung», die man nicht stoppen dürfe.

Rund 700 Polizisten wurden verletzt, mehrere Polizisten erschossen, darunter auch schwarze. Hat man es in der Schweiz überhaupt zur Kenntnis genommen?

Monatelang gab es Angriffe auf Geschäfte, Plünderungen, Brandanschläge und Besetzungen von Polizei- und Gerichtsgebäuden,

die Inbesitznahme von ganzen Stadtvierteln in Seattle durch Aktivisten und bewaffnete Gangs, die Anwohner terrorisierten. Von links kam donnerndes Schweigen.

Noch im TV-Duell mit Präsident Trump bezeichnete Joe Biden die Antifa als «Märchen». Können «Märchen» Gebäude anzünden und Menschen verprügeln?

Die Linke zetert, die dummen Trump-Anhänger würden unbewiesenen Behauptungen von Wahlbetrug hinterherlaufen. Die Linken

*Trump kann, darf nichts richtig machen. Man muss ihn verteufeln, um nicht selber verteufelt zu werden.*

laufen dafür der genauso unbewiesenen Behauptung nach, in den USA – dem Land der obsessiven Förderung von Minderheiten – gebe es «systemischen Rassismus». Mit diesem Slogan reden sie sich jeden Rechtsbruch schön.

Fast unbehindert durften linke Bilderstürmer während Monaten über Statuen und patriotische Denkmäler herfallen. Oft schaute die Polizei nur zu.

Auch den Sturm aufs Kapitol gab es schon von links. Während das Hearing für den konservativen Bundesrichterkandidaten Brett Kavanaugh lief, stürmten Feministinnen den Senat.

Die US-Linke hat zum Rechtsstaat ein elastisches Verhältnis. Wenn ihre eigenen Leute randalieren, heiligt der Zweck fast jedes Mittel. Als die US-Städte im Zeichen des angeblichen Anti-

rassismus brannten, wollten viele Demokraten der Polizei das Geld streichen. Nach den rechten Krawallen von Washington forderten sie viel mehr Härte von der Polizei.

Vielleicht hat der rechte Mob von den linken Mobs gelernt, dass die Elite in Washington nur dann zuhört, wenn man Krawall macht; wenn man nationale Heiligtümer attackiert.

Am Mittwoch letzter Woche wurde eine unbewaffnete Frau beim Durchsteigen eines Kapitol-Fensters mit einem Schuss in den Nacken von der Polizei getötet. Stellen wir uns vor, was los gewesen wäre, wenn ein unbewaffneter Teilnehmer einer «Black Lives Matter»-Demo auf diese Art gestorben wäre. Man hätte die Polizei verteufelt und das Opfer zum Helden erklärt. Heute ist es genau umgekehrt.

Warum haben so viele Amerikaner das Gefühl, die Linken hätten bei diesen Wahlen massiv betrogen? Vielleicht auch deshalb, weil sie von den gleichen Linken und deren Medien seit Jahren als Nazis, Rassisten und Hinterwäldler diffamiert, herabgesetzt werden.

Als Trump gewählt wurde, nannten ihn führende TV-Kommentatoren «hitlerianisch». Dieser Tage verglich Bald-Präsident Biden, der Versöhner, Trumps Unterstützer im Senat mit Hitlers Propagandaminister Joseph Goebbels.

Und ist gegen eine neue Hitler-Brut im Weissen Haus nicht jedes Mittel erlaubt, auch Wahlbetrug? Die masslose Verachtung der einen produziert das masslose Misstrauen der andern.

Diese Sicht dringt kaum bis nach Europa durch. Unsere Medien schreiben ab, was die Anti-Trump-Journalisten von *New York Times* bis CNN prawdamässig vorgeben: Trump kann, darf nichts richtig machen. Man muss ihn verteufeln, um nicht selber verteufelt zu werden.

Amerika geht nicht unter, wenn ein unbewaffneter Mob ins Parlament einbricht. Demokratien verfallen, wenn mit zweierlei Mass gemessen und gerechnet wird. Wenn sich bei der einen Hälfte die Gewissheit verfestigt, wir kommen für alles dran, und die anderen kommen mit allem durch, kann sich eine Demokratie sogar dem Bruchpunkt nähern.





---

# Keine Hilfe von der Kesb

Ein handicapierter Mann gerät in die Fänge einer Borderlinerin, die ihn seinen Eltern, der Arbeitsstelle und den Freunden entfremdet. Die Behörde schaut zu.

*Christoph Mörgeli*

Letzten Sommer lernte der 32-jährige Rainer Kuster\* auf einer Internet-Plattform die drei Jahre ältere Cornelia Gübeli kennen. Seine Eltern, Doris und Franz Kuster, freuten sich, dass Rainer bis über beide Ohren verliebt war. Ihre Freude trübte sich, als sie erfuhren, dass Cornelia als alleinerziehender, arbeitsloser Mutter dreier Kinder von der Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) das Sorgerecht entzogen worden war. Psychologische Abklärungen haben bei Cornelia Gübeli ein Borderline-Syndrom und ein erhöhtes Aggressionspotenzial diagnostiziert. Sie erhielt nur ein beschränktes Besuchsrecht für ihre Kinder; ein viertes Kind war eine Totgeburt, ein fünftes ist unter nicht bekannt gegebenen Umständen gestorben.

Seit früher Kindheit leidet Rainer Kuster an Epilepsie und einer Intelligenzminderung. Nach der Sonderschule und einer Anlehre erhielt er im Familienbetrieb seines Onkels eine Anstellung als «Allrounder» nebst einer Invaliditätsrente. Rainer führte trotz seiner Defizite ein eigenständiges, selbstbestimmtes Leben und schätzte das herzliche, liebevolle Verhältnis zu seinen Eltern.

## Vasektomie abgesagt, Arbeit aufgegeben

Rainer ist äusserlich ein attraktiver Mann, hat aber eine geringe Schulbildung. Er wollte noch vor Beginn seiner neuen Liebesbeziehung eine Vasektomie durchführen lassen, weil er seit jeher keinen Kinderwunsch verspürt und auch die Verantwortung für eine Vaterschaft nicht übernehmen will. Plötzlich eröffnete er den Eltern weinend, dass er den Termin beim Urologen nicht wahrnehme. Seine Freundin setze ihn unter Druck, weil sie vielleicht noch Kinder von ihm haben wolle.

Nun waren Rainers Eltern sehr beunruhigt, denn sie fürchteten, dass der gelernten Arztgehilfin Cornelia – um nicht arbeiten zu müssen – ein weiteres Kind gelegen käme. Und dies, obwohl ihr die eigenen drei Kinder bereits entzogen worden waren. Ihr Sohn und seine Freundin schlugen alle Gesprächsversuche in den Wind, auch den Vorschlag, Rainers Sperma auf

Kosten seiner Eltern einzufrieren, um eine spätere Möglichkeit der Vaterschaft offenzulassen; sie hätten eine andere Meinung, und die Eltern Kuster sollten sich gefälligst aus seinem Leben raushalten.

Schon nach vierzehn Tagen hatte Cornelia ihrem Freund eine Geschlechtskrankheit angehängt. Das zeigte den Eltern, dass die beiden ungeschützt verkehrten und damit das Risiko einer erneuten Schwangerschaft eingingen. Rainer stellte jeglichen Kontakt zu seinen Eltern und auch zu seinen bisherigen Freunden ein. Ein ehemaliger Kollege schildert Cornelia als totalen Kontrollfreak, habe sie doch schon in früheren Beziehungen Freunden die Bankkarte abgenommen und die Handys zwecks Überprüfung konfisziert.

Nach einem unfallbedingten Arbeitsausfall kehrte Rainer Kuster nicht mehr an seine Arbeits-

## *Cornelia Gübeli brachte auch Rainers finanzielle Angelegenheiten unter ihre Kontrolle.*

stelle zurück. Die Klinik Balgrist bestätigt seit Juli monatlich seine Arbeitsunfähigkeit, obwohl die Suva mittels Verfügungsandrohung längst interveniert hat. Rainer verweigert jedes Gespräch zwischen ihm, dem Arbeitgeber und der Suva. Jetzt waren die Eltern erst recht verzweifelt, denn damit fiel der letzte Rest von Selbstbestimmung und geregelter Tagesstruktur dahin. Ihr Sohn befand sich jetzt auf direktem Weg zum vollständigen Sozialfall. Auch dahinter vermuteten sie den unheilvollen Einfluss seiner ihm geistig überlegenen Partnerin.

## Spar- und Rentenkonto aufgelöst

Cornelia Gübeli brachte auch Rainers finanzielle Angelegenheiten unter ihre Kontrolle. Der sonst so sparsame und bescheidene Rainer wollte plötzlich sein Sparkonto auf einer Privatbank auflösen. Dabei befanden sich auf seinem Postcheckkonto noch mehrere zehntausend Franken. Die Eltern waren überzeugt, dass er die Ersparnisse verwenden werde, um sie

für die Schulden und Bedürfnisse seiner Freundin auszugeben. Sie reichten bei der Kesb eine Gefährdungsmeldung ein, damit diese das Bankkonto vorübergehend sperre. Doch die Kesb kam nach einem einzigen Gespräch mit Rainer zum Schluss, dass er keine gefährdete Person sei. Die Behörde erlaubte der Bank, das Geld auszuzahlen. Die Kesb erachtete es als unnötig, beim Arbeitgeber der letzten zehn Jahre Erkundigungen einzuholen. Dieser hätte bestätigt, dass Rainer in kürzester Zeit eine totale Wesensveränderung durchlief. Seine Gesprächsverweigerung und seine Mails entsprechen nicht seinem sonst so friedliebenden Wesen.

Doris und Franz Kuster können das nicht begreifen, zumal die Kesb bestens über die familiären Hintergründe von Cornelia Gübeli informiert ist. Ihr Sohn Rainer hat mittlerweile auch seine verkehrs- und preisgünstige Wohnung gekündigt und ist zu Cornelia aufs Land gezogen, wo er einen Arbeitsweg von drei Stunden auf sich nehmen müsste. Auch hat Rainer seiner Rentenversicherung mitgeteilt, er könne seine Prämien nicht mehr bezahlen. Da das Gesetz IV-Empfängern eine Pensionskassenbeteiligung verwehrt, ist diese Rentenversicherung für Rainer sehr wichtig.

Hätte die Kesb seine Konten vorübergehend blockiert, wäre noch genügend Geld vorhanden, um die Versicherungsprämie zu bezahlen. Bis zu diesem Zeitpunkt wäre wohl auch die Zuteilung eines Beistandes erfolgt, der vielleicht noch Schlimmeres hätte verhindern können. Den Eltern hat Rainer mittlerweile alle Vollmachten entzogen – mit einem Schreiben, das keinesfalls von ihm stammen kann. Nicht nur das: Er wollte bei der Polizei sogar Strafanzeige gegen seine Eltern wegen «Stalking» einreichen, obwohl sie den Kontaktabbruch respektierten. Doris und Franz Kusters Gefährdungsmeldung wird schleppend behandelt. Eine Beistandschaft für Rainer ist noch nicht in Sicht. Die Mails der Eltern werden durch die zuständige Kesb-Sachbearbeiterin nicht beantwortet. Von der Schutzbehörde können Eltern wie Sohn offenbar keinen Schutz erwarten.

Namen geändert.

---

# Moralwächter vom Silicon Valley

Warum Twitter, Facebook & Co. konservative Meinungen unterdrücken?  
Weil die sogenannten Fakten-Checker dieser Konzerne fast ausnahmslos Linke sind.

Toby Young

**F**ür die Meinungsfreiheit fängt das neue Jahr nicht gut an. Am 5. Januar glaubten wir in Grossbritannien naiv, wir hätten einen wichtigen Sieg errungen, als Google auf Youtube den rechten, Lockdown-kritischen Radiosender wieder freigab, der zwölf Stunden zuvor gesperrt worden war – nach einem Protestchor von Verteidigern der Meinungsfreiheit. Die Hoffnung, Big Tech würde sich mässigen, war jedoch von kurzer Dauer.

Der Aufstand in Washington vierundzwanzig Stunden später, bei dem Anhänger von Präsident Trump das Kapitol stürmten, war der Vorwand, auf den Facebook und Twitter nur gewartet hatten. Binnen Tagen wurde Trump von beiden Plattformen verbannt – im Fall von Twitter lebenslänglich –, ebenso wie viele seiner treuesten Anhänger.

## Von Anstiftung keine Rede

Die Rechtfertigung dieser Zensurmassnahme klingt vertraut. Laut Twitter hatte Trump zwei Nachrichten gepostet, die «verschiedene Gruppen nutzen könnten, um zu Gewalt anzustiften».

Was hatte der Präsident denn gesagt? Hatte er seine Anhänger aufgerufen, das Kapitol abermals zu stürmen? Sie ermuntert, ein Attentat auf Joe Biden zu verüben? Nein, die Tweets, die zu Gewalt angestiftet hatten, lasen sich wie folgt:

«Die 75 000 000 grossartigen amerikanischen Patrioten, die mich gewählt haben, America First und Make America Great Again, werden noch weit in die Zukunft eine gigantische Stimme haben. Man wird sie in keiner Art und Weise missachten oder unfair behandeln!!!»

«An alle, die gefragt haben – ich werde bei der Amtseinführung am 20. Januar nicht dabei sein.»

Von Anstiftung keine Rede. Nein, es war ein Akt von Zensur, nachdem Hunderte von Twitter-Mitarbeitern ein solches Vorgehen gefordert hatten. Ein Privatunternehmen hatte beschlossen, einen Mann, den 63 Millionen Amerikaner gewählt haben, mundtot zu machen.

Aber wenn man geglaubt hatte, linke Bürgerrechtler in den USA würden sofort protestieren – Irrtum. Im Gegenteil, diese Umkehr des bekannten Musters einer Bananenrepublik – ein populistischer Präsident wird von einer Clique linker Agitatoren «entführt» – wurde von der linksliberalen Elite und den Mainstream-Medien weithin begrüsst.

## Wurden BLM-Aktivisten gesperrt?

Einige der 86 Millionen Trump-Follower dürften angesichts dieses Menetekels versucht sein, zu Parler abzuwandern, einer libertären Plattform, bekannt als «free speech»-App. Aber kaum hatten Facebook und Twitter mit ihrer Säuberungsaktion begonnen, verbannte Google Parler aus seinem Play Store, und Apple drohte, Parler von seinem App Store zu entfernen, wenn es sich seinen Moderationsvorschriften nicht unterwerfe. Amazon warf Parler aus seinem Web-Hosting-Service, so dass die Plattform zeitweilig offline war.

Für Trumps Anhänger, selbst für manche Mainstream-Konservative, sah das aus wie ein koordinierter Versuch von Big Tech, all jene mundtot zu machen, die nicht wollen, dass Amerika in Richtung Sozialismus abdriftet. Wenn es, sagen sie, nur darum ginge, Stimmen und Meinungen zu zensieren, die womöglich zu Unruhen führen könnten, warum wurden dann nicht die Konten von «Black Lives Matter»-(BLM-)Aktivisten gesperrt? Das, was im Kapitol geschah, war nichts im Vergleich zu der Zerstörungswut bei den Unruhen in amerikanischen Städten im vergangenen Sommer.

Aber statt bei BLM und ihren Sympathisanten die gleichen Kriterien anzuwenden, schlossen sich Amazon, Apple, Google, Facebook und Twitter enthusiastisch dem neomarxistischen, revolutionären Kult an.

Ich beobachte diese Heuchelei zwar, würde aber nicht sagen, dass es der koordinierte Versuch einiger Linker im Silicon Valley war, oppositionelle Stimmen zu unterdrücken. Darin eine Verschwörung zu sehen, würde bedeuten, Gruppendenken mit etwas Bedrohlicherem zu verwechseln. Ich vermute, die Angestellten und

Führungskräfte dieser Tech-Giganten waren ehrlich entsetzt angesichts der Entweihung des Kapitols und glaubten, die Zensur von Trump und seinen erregten Anhängern unter Verweis auf John Stuart Mills Schadensprinzip begründen zu können.

Vermutlich haben nur wenige von ihnen «Über die Freiheit» gelesen, falls doch, könnten sie diese Passage aus Kapitel drei zitieren: «Die Meinung, dass Getreidehändler die Armen aushungern oder dass Eigentum Diebstahl ist, sollte unangefochten bleiben, wenn sie bloss in der Presse ausgedrückt wird, sollte aber gerechterweise Strafe nach sich ziehen, wenn sie mündlich einer erregten Menge vorgetragen wird, die sich vor dem Haus eines Getreidehändlers versammelt hat.»

Man kann darüber streiten, ob Trumps Tweets gegen diese Massgabe verstiessen, aber das Video, veröffentlicht am 6. Januar um 16.17 Uhr, in dem er abermals von der gestohlenen Wahl sprach, war so, als würde man in einem vollbesetzten Theater «Feuer!» rufen.

Als Anwalt der Meinungsfreiheit geht es mir nicht um Trump oder seine Anhänger, sondern um all die anderen, die im Gefolge dieser Entscheidung mundtot gemacht werden. Wenn

*Die Zensur der «Bedauernswerten» wird das Gegenteil des gewünschten Effekts bewirken.*

Big-Tech-Zensoren einen Post entfernen oder ein Konto sperren, legen sie immer grossen Wert auf den Hinweis, dass sie nichts gegen die politische Haltung des Betreffenden haben – und während sie sich zur Meinungsfreiheit bekennen, schwingen sie den Rotstift. Nein, auf dem fraglichen Account waren «Hass» oder «Fake News» oder «Falschinformationen» verbreitet worden.

Nun ist es zufällig so, dass die allermeisten Leute, die wegen solcher Vergehen aus den sozialen Netzwerken fliegen, Rechte sind. Nicht weil Konservative sich weniger an die Wahrheit halten als Linke, sondern weil





Früher oder später wird es keine richtigen Konservativen mehr geben.

die «unabhängigen Fakten-Checker» dieser Konzerne fast ausnahmslos Linke sind. «Hassrede» ist ein Euphemismus für «eine Meinung, die ich nicht billige» und «Falschinformation» für «eine Meinung, der ich widerspreche».

#### Diskurs verschiebt sich weiter nach links

Ein Beispiel: Ich habe im vergangenen Jahr die überparteiliche Organisation Free Speech Union gegründet. Eines unserer Mitglieder ist die feministische Aktivistin Posie Parker. Im vergangenen Jahr erschien auf der weltweit agierenden Plattform für Online-Aktivismus Change.org eine Petition des Inhalts, der Oxford English Dictionary (OED) solle seine Definition von Frau als «adult human female» in einer Weise ändern, dass Transpersonen künftig nicht ausgeschlossen würden. Posie Parker rief daraufhin das OED in einer Gegenpetition dazu auf, an seiner Definition festzuhalten. Change.org entfernte ihre Petition mit dem Argument, Frauen als «adult human females» zu definieren, sei «Hassrede».

Diese antikonservative Tendenz ist weitgehend unbewusst, weniger ein bewusster Versuch von politischen Aktivisten, ihre Gegner mundtot zu machen. Aber die Konsequenz, ob beabsichtigt oder nicht, ist die gleiche. Bislang sind die von Big Tech zensierten Personen entweder Make-America-Great-Again-Konservative oder genderkritische Feministen. Trump zu verbannen, wird in der Konsequenz aber dazu führen, dass sich der Diskurs noch weiter nach links verschiebt und Mainstream-Konservative delegitimiert werden. Meinungen, die bei Twitter derzeit noch geduldet werden – etwa Kritik an illegaler Migration –, werden es unter Präsident Joe Biden immer schwerer haben.

Bislang gehen die Moralwächter von Big Tech nur gegen die aus ihrer Sicht falschen Konservativen vor. Früher oder später wird es keine richtigen Konservativen mehr geben.

#### John Stuart Mill lesen

Die Ironie: Wenn die «Bedauernswerten» aus den sozialen Netzwerken gedrängt werden (und man es ihnen schwermacht, anderswo eine

Heimat zu finden), wird das Gegenteil des gewünschten Effekts eintreten. Trumps leidenschaftlichste Anhänger fühlen sich bereits wie Bürger zweiter Klasse, und ihr Ausschluss aus dem digitalen Land-Klub wird ihren Unmut nur verstärken. Und wenn man, wie Youtube es verspricht, jeden zensiert, der über die Verschwörungstheorie von der gestohlenen Wahl diskutiert, werden immer mehr Menschen zu der Ansicht gelangen, dass etwas dran ist. Wenn nicht – warum sollte man sie dann unterdrücken?

Wie John Stuart Mill sagte, schadet Zensur denjenigen, zu deren Schutz sie gedacht ist: «Wenn die Meinung richtig ist, nimmt man ihnen die Gelegenheit, Irrtum durch Wahrheit zu ersetzen; ist sie dagegen falsch, so entgeht ihnen ein fast ebenso grosser Vorteil: nämlich die deutlichere Wahrnehmung und den lebhafteren Eindruck des Richtigen, der durch den Widerstreit mit dem Irrtum entsteht.»

Toby Young ist Generalsekretär der Free Speech Union. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

# Rechnung ohne Wirte

Der Bund knausert mit der Entschädigung der Gastronomen. Selbst wenn er jetzt nachbessert, ist klar: Das Geld wird nicht reichen.

Florian Schwab

**W**er im Restaurant einen teuren Teller zerschlägt, muss diesen bezahlen. Wie ist es, wenn der Bundesrat ein Restaurant monatelang schliesst? Der Bundesrat tut sich schwer mit der Frage. Schrittweise hat er der Gastronomie den Hahn abgedreht: Vier-Personen-Regel im Herbst, später die Sperrstunde 19 Uhr, die das Abendgeschäft während der wichtigen Weihnachtssaison abschnürte. Dann, am 18. Dezember, der Schliessbefehl bis zum 22. Januar, samt erwarteter Verlängerung bis Ende Februar. In welchem Umfang der Bund die Wirte entschädigt, ist noch immer unklar.

Betriebe, die sich gerade erst wieder von der ersten Lahmlegung im Frühling erholt haben – viele hatten sich dafür verschuldet –, sehen ihre Existenz nun akut bedroht. Aus den vielen Zuschriften, welche die *Weltwoche* in der letzten Zeit erhalten hat, spricht blanke Verzweiflung.

## Zum Sündenbock erklärt

«Ich bin so traurig und habe schon so viel Geld verloren, zum Verzweifeln», schreibt ein Wirt aus der Ostschweiz. «Wir in der Gastrobranche sind derzeit die meistgebeutelten Leute», ergänzt ein Hotelier aus Zermatt. «Mir kommt es so vor, als spiele der Bund mit uns», klagt ein Hotelier aus der Innerschweiz. Und ein Gastronom aus dem Solothurnischen rechnet vor, dass er auf Verpflichtungen von 100 000 Franken sitze. Die anfangs des Jahres eintreffenden Rechnungen für Sozialversicherungen, Mehrwertsteuer und so weiter könne man normalerweise «mit dem Umsatz von November und Dezember» bezahlen. Doch der fehle jetzt. Ein Berufskollege aus Baselnd schreibt, bereits der erste Shutdown habe seinen Betrieb mit achtzehn Mitarbeitern fast 320 000 Franken gekostet. Das Problem liege darin, «dass die Gastronomie-Branche keine Lobby hat». Es gehe nur noch darum, den Ruin abzuwenden. Die Liste liesse sich fortsetzen.

Dies, obschon sich die Branche kooperativ gezeigt hat und die verlangten – teuren – Schutzkonzepte ohne Murren umsetzte. Mit Erfolg, offenbar: Gemäss Daten des Bundesamts für Gesundheit lassen sich nur 2,8 Prozent der Ansteckungen auf Gastrobetriebe zurückführen.

Es entsteht also der Eindruck, die Restaurants seien – zusammen mit der Fitness-, Kultur- und Eventbranche – ohne faktische Grundlagen zum Sündenbock für die zweite Corona-Welle erklärt worden. Das Verhältnismässigkeitsprinzip der Bundesverfassung und das Verbot staatlicher Willkür scheinen zumindest geritzt. Einzelne Juristen wie beispielsweise David Dürr von Swisslegal Dürr + Partner sind der Ansicht, dass ein Fall für umfassende Staatshaftung vorliege. Doch wer übernimmt die hohen Prozesskosten?

Keine gute Figur macht der Verband Gastrosuisse, obwohl er eine wichtige Branche mit 250 000 Angestellten vertritt. Er hat alle Massnahmen bis

## Keine gute Figur macht der Verband Gastrosuisse, der eine Branche mit 250 000 Angestellten vertritt.

zur ersten Schliessung per 22. Dezember brav mitgetragen. «Ein Lockdown wäre uns lieber gewesen», kommentierte Gastrosuisse-Präsident Casimir Platzer die Sperrstunde 19 Uhr. Verbandsintern ging man davon aus, dass wohl bei einem Schliessbefehl mehr als die Hälfte der entgangenen Einnahmen ersetzt würde. In Deutschland beträgt die Entschädigung bis zu 75 Prozent des Umsatzes der entsprechenden Woche im Vorjahr. In Österreich werden 70 bis 90 Prozent des erlittenen Verlusts ersetzt. Namentlich



«Hallo TV-Reparatur? Schon wieder so eine merkwürdige Bildstörung...»

in Deutschland fährt damit ein grosser Teil der Betriebe besser, als wenn sie regulär geöffnet hätten. Wenn Gastrosuisse davon ausging, dass die Hilfen in der Schweiz ähnlich grosszügig bemessen würden, dann hat der Verband aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

## 2,5 Milliarden Franken

Nun zeichnet sich ab, dass die Entschädigung für die Gastronomie im Rahmen der Covid-Härtefälle erfolgt. Für die von der Schliessung betroffenen Unternehmen sollen die Hürden gesenkt werden. Im Raum steht ein Ausgleich von 25 bis 33 Prozent des entgangenen Umsatzes. Die Kommission für Wirtschaft und Abgaben des Nationalrats (WAK) machte sich am Dienstag in einem Schreiben an den Bundesrat für 30 Prozent stark. Zusammen mit der unabhängig davon ausbezahlten Kurzarbeitsentschädigung, die branchentypisch 35 Prozent der Ausgaben deckt, wäre man bei dieser WAK-Variante bei knapp 65 Prozent Umsatzentschädigung.

Damit könnte sich ein Grossteil der Wirte arrangieren. Gleichwohl käme es wohl zu zahlreichen Konkursen. Für die Härtefallhilfen stehen total 2,5 Milliarden Franken zur Verfügung. Der Bund steuert 1,5 Milliarden bei, die Kantone eine Milliarde. Doch der entgangene Umsatz der Gastronomie zwischen 22. Dezember und 22. Januar allein beläuft sich schon auf 2,5 Milliarden Franken. Für diesen Zeitraum haben die Wirte Anspruch auf etwa eine Milliarde Franken an Kurzarbeitsentschädigung – verbleibt ein Schaden von 1,5 Milliarden Franken für den ersten Shutdown-Monat. Zudem melden die Event-, Kultur- und Fitnessbranchen Ansprüche an wie auch andere Härtefall-Unternehmen, bezogen aufs Jahr 2020, für die das Instrument eigentlich konzipiert wurde.

Klar ist also: Die 2,5 Milliarden Franken reichen nicht. Dazu kommt, dass die Anträge von den Kantonen in sehr unterschiedlicher Geschwindigkeit behandelt werden. Bis tatsächlich Geld fliesst, geht es wohl in den meisten Fällen bis März oder noch länger. Der Bund lässt also die Gastronomen auf dem angerichteten Scherbenhaufen sitzen.



# KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



**H**ollywood hat einen Hangover, Corona-Kater. 40 000 Restaurants und Bars sind in Kalifornien geschlossen. Und auch die Kinos. Los Angeles ist sozial taubstumm – aber online.

Die Top-Verdiener von Hollywood sind die beiden Netflix-Bosse Reed Hastings und Ted Sarandos mit je 34,65 Millionen Dollar. Die US-Kinokasse von 2020: 2,28 Milliarden (statt 11,4 Milliarden wie im 2019).

Hollywood schießt über den kalten Pazifik nach Asien, dem Kino-Morgenland. China wurde zum Kinoland Nr. 1! Der Corona-Effekt revolutioniert unsere Kinokultur.

Die erfolgreichsten Filme weltweit 2020:  
1 — «Die 800» (Kriegsmassaker in Schanghai, 1937, China gegen Japan): 451 Millionen Dollar.  
2 — «Bad Boys for Life» (Will Smith, Action): 451 Millionen Dollar.  
3 — «Mein Volk, meine Heimat» (China-Komödie): 418 Millionen Dollar.  
4 — «1917» (Oscar-nominiertes Kriegs-Epos von Sam Mendes): 385 Millionen Dollar.  
5 — «Tenet» (Geheimagenten-Thriller von Christopher Nolan): 362 Millionen Dollar.

Hollywood wartet auf ein Wunder – oder auf James Bond. Wenn man 10 000 Filme bequem und billig im Heimkino streamen kann, warum ins teurere Kino gehen, wenn es endlich wieder öffnet?

Die chinesische Lösung? In China geht man ins Kino fast wie in die Oper! Es ist ein Ereignis. Ich war mal mit Tom Cruise in Schanghai. Er drehte «Mission: Impossible 3». Er

riet mir: «Guck dir mal ein chinesisches Kino an!» Ich fand das beste im Penthouse eines Kaufhauses – mit uniformierten Platzanweiserinnen. Kino als inszeniertes Erlebnis.

Tom Cruise ist inzwischen unglaubliche 58 und *unstoppable*. Beim Corona-Dreh (er trägt immer Doppelmasken) für «Mission: Impossible 7» bei London rastete er aus, als er Crew-Leute ohne Maske sah: «Ich will so etwas nie wieder sehen! Nie! Sonst werdet ihr gefeuert! Unseretwegen drehen sie in Hollywood wieder Filme. Wir setzen die Standards! Wir schaffen Tausende von Jobs! Ich telefoniere jeden Abend mit Filmstudios, Versicherungen und Produzenten. Die Sorge um die Zukunft dieser *fucking* Branche quält mich jede Nacht! Aber wir stellen diesen *fucking* Film nicht ein!»

Tom ist ein Kämpfer. Hollywood ist eine Armee. Toms «Top Gun: Maverick» soll am 8. Juli die Welt erobern – wenn die Kinos wollen und dürfen.

**W**ird der Kinopalast nach Corona wieder zum Sehnsuchtsstempel unserer Fluchtfantasien?

Superstar George Clooney, 59, musste seinen Endzeit-Sci-Fi-Thriller «The Midnight Sky» im Imax-Format an Netflix verkaufen. Aber trotzig glaubt er an einen Kinoaufgang: «Die Menschen wollen raus aus ihrem Haus – ich habe Zwillinge! Und das Kino ist gut für Rendez-vous. Komödien sind toll in Kinos, Horror ist toll in Kinos. Das Kino wird nie ganz verschwinden.»

Kult-Regisseur Steven Soderbergh, 58 («Contagion»), der den Corona-Oscar am 25. April in-

szentiert, hofft: «Das Kino wird nicht untergehen! Zu viele Firmen haben zu viel Geld investiert, um Blockbuster in Kinos zu bringen – es gibt nichts Vergleichbares!»

Der Star-Kritiker der *New York Times*, A. O. Scott («Kritik üben – Die Kunst des feinen Urteils») schreibt: «Ins Kino zu gehen, muss mehr sein als nur die negative Entscheidung, nicht zu Hause zu bleiben! Ins Kino zu gehen heisst, deine Komfortzone zu verlassen, die Grenzen deines Geschmacks zu erweitern! Mutige Filme werden oft vergessen wie ungelesene Bücher oder die exotische Senfdose in der Ecke des Kühlschranks!»

Hollywood-Insider hoffen auf eine *crazy time* nach Corona: «Die Genusszeit des *carpe diem* wird kommen! Die Menschen wollen das Leben wieder feiern – und auch das Kino!

**J**ames Bond wird das Kino retten – 007 ist die Wiederauferstehung! Der geheime Feigling hat die Premiere seines 007-Abschiedsfilms «Keine Zeit zu sterben» dreimal verschoben. Ich sollte Daniel Craig, 52, im Juni persönlich treffen. Dann im November in New York virtuell. Jetzt vielleicht Anfang April – wo auch immer. Wenn 007 startet, steht Hollywood wieder auf.

**H**ollywood-Buch-Tipp: «Greenlights» von Oscar-Star Matthew McConaughey («The Gentlemen»). Als er fünfzig wurde, schrieb er sein Leben auf. Eine Liebeserklärung an das Leben – und an Hollywood.

# Warum Frauen die besseren Spione sind

Ob USA, Israel oder Australien: In Geheimdiensten übernehmen Frauen Spitzenpositionen. Sie sind beim Beschaffen vertraulicher und geheimer Informationen den Männern überlegen.

Pierre Heumann

**F**rauen rücken in die Welt der Geheimdienste vor und übernehmen das Kommando. Jüngstes Beispiel dafür ist Avril Haines: Die Hobbypilotin steht demnächst an der Spitze der amerikanischen Nachrichtendienste. Sie wird die Arbeiten der sechzehn Geheimdienste koordinieren und sie im Kabinett vertreten.

Einer von diesen, die CIA, wird schon seit drei Jahren von einer Frau geleitet: Gina Haspel. Sie soll zwar demnächst durch den Spitzendiplomaten William Burns abgelöst werden, doch viele Positionen von Topkadern bleiben weiblich besetzt, unter anderem die des Chef-Analysten und jene des obersten Verantwortlichen für das weltweite Agentennetz. Mittlerweile besteht das CIA-Team fast zur Hälfte aus Frauen.

Australiens Dienste setzten vor einem Jahr ebenfalls auf eine Frau. Rachel Noble wurde Chefin des Australian Signals Directorate, wo die frühere Cyberkriegerin die Informationssicherheit des Landes verantwortet.

## Verführerin Mata Hari

Auch im israelischen Mossad sind Frauen seit einigen Jahren in Führungspositionen vertreten. Sie sind unter anderem für die Rekrutierung neuer Agenten und deren Ausbildung verantwortlich. Beide Funktionen sind für den Erfolg des israelischen Auslandsgeheimdienstes entscheidend. Selbst eine Mossad-Chefin wäre für ihn «überhaupt kein Problem», sagt der ehemalige Mossad-Chef Tamir Pardo in einem Interview.

Frauen, meint er, hätten Multitasking-Fähigkeiten und würden ihr Ego zurückstellen, um die gesetzten Ziele zu erreichen: «Wenn sie gut sind, sind sie sehr gut.» Das Vorurteil, dass Frauen schwächer seien als Männer, weist er zurück: «Ihre Schmerzgrenze ist viel höher als die eines Mannes. Es ist eine Tatsache – sie gebären.»

Spioninnen kommen bereits in der Bibel vor. In einer schwachen Stunde verrät zum Beispiel Samson der schönen und raffinierten Delila das Geheimnis seiner Kraft auf dem Schlachtfeld:



«Wenn sie gut sind, sind sie sehr gut»: Mata Hari, 1906.

die langen Haare. Er hätte besser geschwiegen. Denn während er schläft, lässt ihm Delila prompt die Haarpracht abschneiden.

Seither sind Männer immer wieder in Honigfallen getappt. Zu den berühmtesten Verführerinnen zählt Mata Hari, die ein regelrechter Kultmythos umgibt. Die Nackttänzerin wurde angeblich von einem deutschen Generalkonsul angeworben, um zwischen den Laken französische Offiziere über ihre Kriegspläne auszuhorchen. Nach ihrer Entlarvung wurde die gebürtige Niederländerin gegen Ende des Ersten Weltkriegs von einem französischen Militärgericht zum Tode verurteilt und erschossen.

Immer wieder sorgen weibliche Einsätze für grosse Storys – wobei die meisten wohl im Dunkeln bleiben. Im Dezember zum Beispiel wurde

dem iranischen Exil-Aktivisten Habib Chaab eine Affäre mit einer Perserin zum Verhängnis. Sie lockte ihn aus seinem Exil in Schweden in die Türkei. Dort wurde er betäubt und in den Iran geschmuggelt – wo er wegen «Terroraktivitäten» mit der Todesstrafe rechnen muss.

Eine Chinesin namens Fang Fang sorgte Ende Jahr für Schlagzeilen in den USA, weil sie von 2011 bis 2015 angeblich Sex mit zwei Bürgermeistern und Politikern der Demokraten hatte, um mit deren Hilfe in politische Kreise einzudringen. Sicherheitsexperten warnten neulich auch in London, dass Peking mit «Cash und Sex» versuche, an britische Geheimnisse zu kommen.

Sogar das gemütliche Bern wurde vor vierzig Jahren von einer amourösen Schnüfflerin aus-



spioniert. Alexandra genoss als «temperamentvolles Rasseweib», wie die Presse schrieb, die Aufmerksamkeit der Kundschaft in der «Bellevue Bar», wo sie angestellt war. Angestiftet (und bezahlt) von der libyschen Botschaft, entlockte sie Beamten Informationen aus den «Geheimbereichen diverser Bundesämter». 1983 wurde sie wegen politischen Nachrichtendienstes – bedingt! – zu zweieinhalb Monaten Gefängnis verurteilt.

Im Kalten Krieg hatten die Sowjets sogar eine spezielle Schule für Agentinnen geschaffen. Die Kadettinnen wurden «Spatzen» genannt und erhielten Nachhilfe in der Kunst des Verführers ihrer Zielmänner. Frauen hätten im Vergleich zu Männern einen grossen Vorteil: Nur wenige

«Wir flirten,  
aber beim Sex gibt es  
eine rote Linie.»

würden erwarten, dass Frauen einen Menschen ausspionieren, sagen Ex-Agenten. Deshalb erregen sie beim Schnüffeln weniger Verdacht. Ein Mann, der Zugang zu einem verbotenen Gebiet erhalten wolle, habe deshalb weniger Chancen als eine lächelnde Frau, wird eine Agentin zitiert.

#### Cindy vom Mossad

Sexspionage ist auch beim Mossad nichts Unbekanntes. Ein israelischer Rabbi erklärte vor zehn Jahren sexuelle Beziehungen mit dem Feind sogar für «koscher», wenn die Chance bestehe, dadurch Terroristen zum Sprechen zu bringen und das nächste Attentat zu verhindern. «Illegaler Sex für die nationale Sicherheit» betitelte der Fromme seine Schrift.

Mitunter stützt sich der Mossad auch auf Ausländerinnen. Vor dem Jom-Kippur-Krieg heuerte er zum Beispiel eine ägyptische Studentin an, die später einen Offizier der ägyptischen Armee heiratete. Ihm entlockte sie Einzelheiten über die Standorte der ägyptischen Flugabwehreinrichtungen. Die Informationen waren dermassen präzise, dass ihr Landesverrat in Kairo aufflog, wo sie 1974 zum Tod durch den Strang verurteilt wurde.

Zu den bekanntesten Auskundschafterinnen des Mossad gehörte Cindy. Sie erhielt den Auftrag, den israelischen Spion Mordechai Vanunu von Grossbritannien nach Israel zu locken. Vanunu hatte 1986, vor seiner Flucht nach London, Israels bis dahin geheimes Nuklearforschungsprogramm verraten. Cindy überzeugte Vanunu, mit ihr nach Rom zu fliegen. Dort wurde er überwältigt, unter Drogen gesetzt und auf ein israelisches Handelsschiff geschmuggelt.

Delila, Alexandra, Fang Fang oder Cindy: Männer seien für Frauen ein leichtes Opfer, sagt sinngemäss die ehemalige Nummer zwei im

Mossad, Ram Ben Barak: Wenn ein Mann von einer Frau höre: «Du bist so erfolgreich», werde er keinen Hintergedanken haben und sich öffnen, also plaudern: «Es ist dermassen trivial, dass es manchmal schwer zu verstehen ist, wie leicht Männer auf Schmeicheleien hereinfallen.» Allerdings dürfe eine Spionin nicht so gut aussehen, dass sie Aufmerksamkeit erregt, heisst es bei Mossad-Anwerbern.

#### Faires Spiel, unmoralische Aktivitäten

Moralische Bedenken? Flirten sei ein «fares Spiel», wenn es um die nationale Sicherheit gehe, sagen Ex-Agentinnen. Sie sehe moralisch nichts Falsches dabei, Frauen in Verführungsrollen einzusetzen, sagt zum Beispiel Sima Shine, die bis 2007 die Forschungsabteilung des Mossad leitete. Es gebe viele Geheimdienstaktivitäten, die «weit weniger moralisch sind als die sexuelle Verführung». Dazu zählt sie etwa, jemanden dazu zu bringen, sein Land zu verraten. Es gebe allerdings auch Grenzen, meint eine andere Ex-Agentin. Selbst wenn man angenommen hätte, dass der Erfolg einer Mission vom Beischlaf mit dem Generalstabschef des iranischen Präsidenten abhängt, würde es niemand im Mossad erlauben: «Wir flirten, aber beim Sex gibt es eine rote Linie.»

Inzwischen schalten Geheimdienste in den USA und in Israel Inserate, die sich direkt an Frauen richten. Und den Vormarsch der Spioninnen nimmt nun auch der neueste Streifen in der Serie der James-Bond-007-Filme zur Kenntnis. Im Film «No Time to Die», der im Frühling in die Kinos kommt, heisst die Meisterspionin Nomi und wird von Lashana Lynch gespielt, der 33-jährigen Britin mit jamaikanischen Wurzeln. Damit ist 007 erstmals seit Beginn der Bond-Serie vor bald sechzig Jahren eine Frau.



#### INSIDE WASHINGTON

### Licht aus für die Demokratie

«Democracy Dies in Darkness» – In der Dunkelheit stirbt die Demokratie –, ist das offizielle Motto der *Washington Post*. Der Besitzer der Zeitung, Amazon-Titan Jeff Bezos, vertraut ganz fest darauf. Um Sonntagmitternacht knipste Amazons Web-Hosting-Dienst der Social-Media-Seite Parler, die als «Twitter der Rechten» bekannt ist, das Licht aus.

Wie ein James-Bond-Bösewicht, der nach der Weltherrschaft strebt, nutzte das Bezos-Imperium seine ungeheure, globale Technologie, um seinen ideologischen Feind in Luft aufgehen zu lassen. Einen Tag zuvor hatten Google und Apple die Parler-App von ihren Geräten verbannt.

Amazon behauptet, Parler-Nutzer hätten in den letzten Wochen Kommentare gepostet, «die eindeutig Gewalt schüren und zu ihr anstiften». Der Online-Handelsriese, der selbst wiederholt in die Kritik geraten ist, weil er dubiose Produkte – etwa unanständige Kinderkleidung – verhökerte, behauptet gegenüber Parler, er habe «eine stetige Zunahme dieser gewalttätigen Inhalte auf Ihrer Website gesehen, die gegen unsere Bedingungen verstossen». Durchaus vertraut mit schwierigen Kontrollen von Inhalten, informierte Amazon die konservative Chat-Seite: «Parler verfügt eindeutig über keinen effektiven Prozess, um die Servicebedingungen von Amazon einzuhalten.»

Parler hat auf seine virtuelle Hinrichtung mit einer Klage gegen den Internetgiganten reagiert und weist darauf hin, dass Amazon Verbindungen zu Twitter unterhält, wo es von gewalttätigen Inhalten oft nur so wimmelt. Der mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnete Bürgerrechtler Glenn Greenwald prangert ebenfalls die massive Heuchelei von Big Tech an, die mit ihren Diensten seit langem als virtuelle Hauptquartiere für unzählige gewalttätige Gruppen dienen. In der Tat: Die Demokratie stirbt in der Dunkelheit. Fragt sich nur, wie schnell.

Amy Holmes

# Dann kam der Götterspruch

Europas Politiker haben mehrmals den Euro gerettet, gegen alle Regeln. Die Geldflut wird die Währungsunion zerstören.

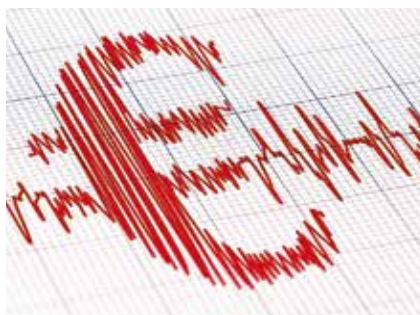
Joachim Starbatty

Ökonomen haben mehrmals die Euro-Zone auseinanderbrechen sehen, deren Scheitern vorausgesagt. Aber es gibt sie noch. Dennoch waren die Prognosen richtig: Eine Währungsunion hat nur Bestand, wenn die Mitgliedsstaaten nationale Interessen supranationalen Pflichten unterordnen. Insbesondere inn der Finanzpolitik. Um die Mitgliedsländer in der Währungsunion zu finanzpolitischer Disziplin anzuhalten, schreibt die berühmte *no bail-out*-Klausel im Vertrag über die Arbeitsweise der Europäischen Union vor, dass weder die Gemeinschaft noch ein Mitgliedsland für die finanziellen Verpflichtungen eines anderen Mitgliedslandes eintreten. Wenn ein Mitgliedsland wegen Überschuldung seinen finanziellen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen kann, muss es aus der Währungsunion ausscheiden.

Dass sich aber die Politiker an von ihnen selbst erlassene Vorschriften halten, haben die Ökonomen bei ihren Prognosen nicht im Griff. Genau wie im antiken Drama die Götter als *Dei ex Machina* auf der Bühne erschienen, um eine ausweglose Situation zu retten, schlüpfen auch die Politiker in der Euro-Zone zur Rettung der Währungsunion in die Rolle eines solchen. Sie taten es zum ersten Mal, um Griechenland vor einem Bankrott zu bewahren. Sie werden seitdem aktiv, wenn sie Gefahr im Verzug sehen. Sie haben mit dieser Aufgabe vornehmlich die Europäische Zentralbank (EZB) betraut.

## Draghi als *Deus ex Machina*

Hätte Griechenland im Frühjahr 2010 aus der Euro-Zone ausscheiden müssen, wären von britischen, französischen und deutschen Banken an Griechenland ausgegebene Kredite auf einen Bruchteil ihres Werts gefallen. Die Banken wurden bei ihren Regierungen vorstellig – mit Erfolg. In der Nacht auf den 8. Mai 2010 hat der Europäische Rat als *Deus ex Machina* nicht nur das Griechenland-Rettungspaket verabschiedet, sondern auch einen Rettungsschirm in Höhe von 750 Milliarden Euro aufgespannt, unter den jedes Mitgliedsland schlüpfen kann, um eine nationale Insolvenz abzuwenden. Das ist ohne jede demokratische Kontrolle über die Bühne gegangen. Es



«Koste es, was es wolle.»

war ein Putsch von oben. Er hat die Währungsunion von Grund auf verändert.

Die Geschichte geht weiter. Zwei Jahre später hatten sich die Renditeabstände zwischen italienischen und spanischen Staatsanleihen einerseits und deutschen andererseits dermassen gespreizt, dass weder Italien noch Spanien die damit verbundene Zinslast länger hätten tragen können. Daher haben die massgeblichen Politiker entschieden, dass Mario Draghi, Präsident der Europäischen Zentralbank (EZB), als *Deus ex Machina* die Kohlen für sie aus dem Feuer holt. Auf einer Investorenkonferenz in London am 26. Juli 2012 verkündete Draghi, die EZB stehe für die Existenz des Euro ein. Dann kam der Götterspruch: «Whatever it takes.» (Koste es, was es wolle.) Nach dieser Bürgschaftserklärung schrumpften die *spreads*, also die Differenzen bei der Obligationenrendite solider und unsolider Schuldner, bis auf wenige Zehntelprozentpunkte zusammen. Die Kurse der Anleihen notleidender Schuldnerländer schossen geradezu nach oben – eine Belohnung für alle Investoren, die sich auf das Wort von Draghi verlassen und Anleihen notleidender Schuldnerstaaten gekauft hatten.

Draghi hat aber nicht bloss den Euro gerettet, sondern auch die Euro-Zone zusammengehalten. Er hat die Zinsen auch für überschuldete Mitgliedsstaaten so niedrig gehalten, dass sie ihre Ausgabenpolitik ohne Sanierung ihrer Haushalte fortsetzen konnten. Die verdeckte monetäre Staatsfinanzierung war im Zentralbankrat nicht unumstritten. Doch konnte sich Draghi nach Anrufen bei den lokalen Zentralbank-

präsidenten überschuldeter Mitgliedsstaaten sicher sein, im Zentralbankrat die notwendige Mehrheit für seine Politik zu haben. Auch stärkte ihm die Politik den Rücken.

Einflussreiche politische Götter achten auch auf eine Euro-konforme Personalpolitik. Deutschland, als grösster Anteilseigner der EZB, wäre nach einem Niederländer, Franzosen und Italiener an der Reihe gewesen, den Präsidenten der EZB zu stellen. Der Vorsteher der Deutschen Bundesbank war dazu bereit. Der französische Staatspräsident, Emmanuel Macron, hat ihn von diesem Posten fernhalten können, indem er Bundeskanzlerin Merkel anbot, die deutsche Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen zur Präsidentin der EU-Kommission zu machen. Die Bundeskanzlerin liess sich gerne überreden, da auch ihr ein EZB-Vorsitzender, der sich an die Regeln hält, nicht recht war. Nun führt die französische Kandidatin, Christine Lagarde, Draghis Politik fort.

Es gab auch Zwist zwischen den Göttern. Die Euro-Gruppe, in der sich die Finanzminister über den Kurs innerhalb der Euro-Zone abstimmen, hatte am 15. Juli 2015 unter Führung des deutschen Finanzministers mit grosser Mehrheit weitere Hilfspakete für Griechenland abgelehnt. Griechenland hätte die Euro-Zone verlassen müssen. Daraufhin ist der damalige französische Staatspräsident, François Hollande, zur Bundeskanzlerin nach Berlin gereist und hat mit ihr konferiert. Als Ergebnis blieb Griechenland Mitglied der Euro-Zone. Hollande ist gefragt worden, was er nach seinem Triumph über Wolfgang Schäuble empfunden habe. Er hat geantwortet, man müsse doch nicht nach jedem Erfolg «Kikeriki» schreien.

Einem jüngsten Crash in der Euro-Zone ist die Bundeskanzlerin zuvorgekommen. Sie kündigte Corona-Hilfen für die EU an, um diese vor einem Zerfall zu bewahren. Das war nur vorgeschoben. Kein Mitgliedsland hätte den sicheren Hafen EU verlassen, wenn es wegen der Corona-Krise in finanzielle Schwierigkeiten geraten wäre. Notfalls hätte es über eine Abwertung verlorengegangene internationale Konkurrenzfähigkeit zurückgewinnen können.



Diese Möglichkeit ist den Mitgliedsländern der Euro-Zone verbaut. Sie wurde in zwei Teile gespalten: Für die einen – wie für Deutschland – war der Euro zu niedrig bewertet, daher Exportüberschüsse und sprudelnde Steuerquellen; für die anderen war er zu hoch bewertet, daraus folgend der Verlust internationaler Konkurrenzfähigkeit und austrocknende Steuerquellen. Daher hätten diese Mitgliedsländer unter der Last zusätzlicher finanzieller Verpflichtungen zusammenbrechen können und aus der Euro-Zone ausscheiden müssen.

### Erstickende Wirkung der Transferunion

Wie wollen die politischen Götter die Euro-Zone vor einem Zerfall bewahren? Sie haben eine Gemeinschaftsanleihe in der Höhe von 750 Milliarden Euro aufgelegt. Und dabei eine dicke rote Linie überschritten. Bisher war die deutsche Bundesregierung strikt gegen eine Konstruktion, bei der die einen haften und die anderen das Geld ausgeben. Macron und Merkel sind die Initiatoren dieses neuen Projekts. Gerechtfertigt wird es mit der Dringlichkeit, notleidenden Mitgliedsstaaten rasch unter die Arme zu greifen; zudem sei es einmalig. Doch wird man sich bei späteren Notsituationen nicht verweigern können. Macron und auch der deutsche Finanzminister begrüssen den Einstieg in eine

Transferunion. Noch wehrt sich die CDU/CSU-Bundestagsfraktion: Eine Transferunion würde Europas Kreativität ersticken. Mit Sicherheit, ja, doch werden die politischen Götter bei jedem Anschein eines Zerfalls der Euro-Zone weitere Mittel fliessen lassen. Daraus folgt: Kein Mitgliedsland in der Euro-Zone wird mehr Konkurs gehen. Es braucht sich nicht an Auflagen

*Wenn die Illusion verlorengeht, wird es zur Situation des «Rette sich, wer kann» kommen.*

zu halten, die mit der Kreditvergabe verbunden sind. Es gibt den Sanktionsmechanismus – Ausscheiden aus der Euro-Zone – nicht mehr. Kein Mitgliedsstaat kann zu einer Rückzahlung der Kredite gezwungen werden; sie werden einfach verlängert. Es gibt keinen Unterschied mehr zwischen Krediten und Zuschüssen.

Eine andere Frage ist, wie lange die Menschen in den Gläubigerstaaten das noch mit sich machen lassen. Zurzeit kann Bundeskanzlerin Merkel die Menschen in Deutschland mit dem Hinweis ruhigstellen, dass ein Scheitern des Euro für die Ertragskraft der Wirtschaft und die Sicherheit der Arbeitsplätze weit verhängnisvoller wäre als weitere Zahlungen.

Doch droht dem Euro von einer anderen Seite Gefahr. Christine Lagarde führt die Geldschwemmpolitik ihres Vorgängers fort, steigert sie sogar noch. Im Mittelalter wäre eine solche Geldüberflutung wegen des geringer gewordenen Edelmetallgehalts der Münzen sofort aufgefallen und hätte preistreibend gewirkt. Bei Papiergeld fällt eine Münzverschlechterung nicht auf. Papier bleibt Papier. Die Geldnutzer unterliegen noch der Geldillusion: Euro bleibt Euro.

Wann sie diese Illusion verlieren, kann niemand voraussagen. Aber wenn sie verlorengeht, wird es zur Situation des «Rette sich, wer kann» kommen. Der EZB wird es schwerfallen, die von ihr geschaffene Geldschwemme wieder unter Kontrolle zu bringen. Hans-Werner Sinn hat dafür ein plastisches Bild gewählt: Wie ein Kutscher die Pferde vor seinem Karren nicht am Ausbrechen hindern könne, wenn er die Zügel habe schleifen lassen, würden auch eventuelle Bremsversuche der EZB bei sich beschleunigender Geldentwertung wenig Wirkung zeigen.

Wir wissen nicht genau, was kommen wird, doch können wir sagen, dass wir interessanten Zeiten entgegensehen. Nach chinesischer Lesart ist das als Fluch zu verstehen.

Joachim Starbatty ist emeritierter Ökonomieprofessor der Universität Tübingen. Von 2014 bis 2019 war er Mitglied des EU-Parlaments.

# UND WIE VIELE MILLIÖNCHEN WÜRDDEST DU DEINEN KUMPELS GEBEN?

DER GRÖSSTE JACKPOT EUROPAS REICHT FÜR MEHR.

**SWISSLOS**

  
**EURO  
MILLIONS**

Wer die Wahrheit  
schreibt, macht  
sich nicht nur  
Freunde. Aber dafür  
einen Namen.





# Berliner Luft

Der Senat der Hauptstadt ist immer für eine Pointe gut.



Die besten Pointen schreibt bekanntlich das Leben. Und die allerbesten kommen aus dem Umfeld des Berliner Senats. Es handelt sich dabei um fünf Frauen und sechs Männer unter der Führung des Regierenden Bürgermeisters Michael Müller, der derzeit auch den Vorsitz im Bundesrat hat, der Länderkammer der deutschen Legislative. Kurz bevor das letzte Jahr zu Ende ging, kommentierte Müller die wegen der Corona-Pandemie anstehenden Ladenschliessungen nach Weihnachten mit den Worten: «Es gibt keinen Grund, sich wirklich noch am 28. Dezember einen Pullover zu kaufen», das könne man «auch vorher machen», was wiederum einen bekannten Bonner Verfassungsrechtler zu der Bemerkung veranlasste, Michael Müller zeige «patriarchalische Anwandlungen».

Immer für eine Pointe gut ist auch die Berliner Senatorin für Gesundheit, Pflege und Gleichstellung, Dilek Kalayci. Auf die Anfrage eines Reporters der BZ, warum in Berlin «Blumenläden schliessen müssen, Buchläden aber geöffnet bleiben», antwortete sie: «Wegen des Gebots, zu Hause zu bleiben und Kontakte zu beschränken, können Bücher einen gewissen Ausgleich schaffen.» Was Blumen offenbar nicht können. Ausserdem werde «damit der Kontakt und somit die Gefährdung einer Ansteckung auf dem Weg zu den Verkaufsstellen unterbunden» – aber eben nur zu den «Verkaufsstellen» für Blumen, nicht für Bücher.

Ein verlässlicher Pointenlieferant ist auch der Berliner Justizsenator Dirk Behrendt, ein promovierter Jurist, über den es mangels anderer Meriten bei Wikipedia heisst, er sei im Bezirk

Reinickendorf aufgewachsen, bevor er in eine Wohngemeinschaft in Kreuzberg zog.

Vor kurzem hat er sich dafür ausgesprochen, den Begriff «Rasse» aus der Berliner Landesverfassung zu streichen. Das wäre «ein Signal, dass sich auch das Land Berlin klar gegen Rassismus wendet». Klar, wo es keine Rasse gibt, läuft auch der Rassismus ins Leere.

Letzten Freitag gab die Pressestelle des Justizsenators das Erscheinen eines von der Europäischen Kommission gesponserten «Handbuchs» zum Thema Antisemitismus bekannt, in dem Berlin gleich «dreimal als Best-Practice-Beispiel genannt» wurde, was man dahingehend verstehen konnte, dass Berlin in Sachen Antisemitismus die Nase vorn hat. Irgendwie.

Eines der Best-Practice-Beispiele bezog sich auf die «Einrichtung der Antisemitismusbeauftragten bei der Generalstaatsanwaltschaft Berlin im Jahr 2018». Diese nutzte die Gelegenheit zu einer «Stellungnahme» in eigener Sache. «In den letzten Jahren ist es uns gelungen, ein weites Netzwerk mit staatlichen und zivilgesellschaftlichen Akteur\*innen zu etablieren. Die daraus resultierenden Kooperationen ermöglichen uns einen vertrauensvollen Informations- und Erfahrungsaustausch sowie einen Perspektivwechsel und unterstützen uns bei unserem Ziel, antisemitische Straftaten konsequent und effektiv zu verfolgen.»

Die Antisemitismusbeauftragte bei der Generalstaatsanwaltschaft Berlin verlor kein Wort darüber, welche und wie viele antisemitische Straftaten «konsequent und effektiv» verfolgt wurden, sie begnügte sich mit der

Feststellung, es sei ihr gelungen, «ein weites Netzwerk mit staatlichen und zivilgesellschaftlichen Akteur\*innen zu etablieren». Bravo! Netzwerken ist die hohe Schule der Bürokratie.

Der Senator für Justiz, Verbraucherschutz und Antidiskriminierung, so der komplette Titel des Amtes von Dirk Behrendt, gab seiner Freude darüber Ausdruck, «dass die vielfältigen Bemühungen des Landes Berlin im Kampf gegen Antisemitismus gesehen werden», und stellte sogleich einen aktuellen Bezug her: «Wir dürfen aber nicht ruhen. Insbesondere die Proteste gegen die Corona-Massnahmen haben in den vergangenen Monaten eine Verschränkung mit antisemitischen Welterklärungsmodellen zutage gebracht.» Hat es vor Corona in Berlin keine antisemitischen Welterklärungsmodelle gegeben, oder waren sie dem Justizsenator nur nicht aufgefallen?

Es gibt tatsächlich etwas, das Berlins «Kampf gegen Antisemitismus» auszeichnet, einen «unique selling point». Jedes Bundesland hat inzwischen einen Antisemitismusbeauftragten, in Berlin sind es vier. Ausser und neben der Antisemitismusbeauftragten bei der Generalstaatsanwaltschaft ist es der Antisemitismusbeauftragte der Jüdischen Gemeinde, der Antisemitismusbeauftragte des Landes Berlin und der «Beauftragte der Bundesregierung für jüdisches Leben in Deutschland und den Kampf gegen Antisemitismus».

Bald könnte es in jedem der zwölf Stadtbezirke einen geben, damit der Kampf gegen Antisemitismus noch konsequenter und effektiver geführt werden kann.

## Fehlentwicklung

Nr. 1 – «Untauglich für den Ernstfall»  
Editorial von Roger Köppel

Unsere Schweizer Armee hat die Information darüber verpasst, was höhere Offiziere in Zentralschulen, Generalstabskursen und Gesamtverteidigungsübungen gelernt haben. Sie haben genau das gelernt, was den telegenen «Führungskräften» in unserer Bundespolitik fehlt: Das sorgfältige Analysieren einer Aufgabe, das Setzen von Zielen, die Kenntnis der verfügbaren Mittel und das Koordinieren des Einsatzes der Mittel auf das Ziel. Es war nach vielen Jahren Frieden in unseren Nachbarländern leicht, militärische Anstrengungen ins Lächerliche zu ziehen. Erst im Ernstfall der Pandemie erkennt man nun den Mangel. Es wird aber schwer, die Fehlentwicklung rückgängig zu machen und wieder eine starke Armee aufzubauen. *Hans Glarner, Zollikon*

Die Landesregierung, die Politik haben es auf allen Ebenen so weit gebracht, dass unsere Armee ständig negativ in die Schlagzeilen kommt und deren Notwendigkeit sogar im Parlament negiert wird. Tatsächlich, bei genauer Betrachtung sind Versäumnisse, Sparübungen, Abbau an Beständen und Ressourcen so weit, dass das Vertrauen in die Durchhaltefähigkeit unserer Armee immer mehr schwindet. Der Kampf wird im Felde entschieden. Es ist unglaublich, mit welchen Ideen, Wünschen und Aktionen, auch finanziellen «Anreizen» das System Landesverteidigung über Wasser gehalten wird. *Ulrich Kägi, Seon*

Statt uns die Frage zu stellen, wie alt wir werden wollen, könnten wir uns mal damit aus-

einandersetzen, wie wir die Zeit im Körper verbringen möchten. Wer in Angst lebt, wird auch in Angst sterben. Und der körperliche Tod ist für jeden gewiss. Die Trauer eines Menschen, der seinen Liebsten an Corona verloren hat, ist nicht weniger und nicht mehr schmerzlich als die Trauer der Mutter in Somalia, die ihr Kind zu Grabe trägt, weil sie es ob unserer Gier, welche die Armut erschaffen hat, und unserer Massnahmen, die ihr zusätzliche unüberwindbare Hürden in den Weg stellen, nicht mehr schafft, es zu ernähren. Doch sie gehört ja nicht zu den «unsrigen», sie geht uns nichts an. Zweifelsohne benötigt diese Welt ein neues Bewusstsein, das eines Weltbürgers. Eines einheitlichen Herzverstandes. Hier geschieht aber nach altem Muster gerade verschärft und in noch nie dagewesenem Ausmass das Gegenteil: Der Wahnsinn des menschlichen Egos wird sichtbar. Trennung und Aussortierung Schuldiger. Die sogenannte neue Normalität ist nichts weiter als eine neue Stufe des Wahnsinns.

*Thomas Blaser, Hemishofen*

## Süsslis Feigenblatt

Nr. 52/53 – «Das fing in der Pfadi an»  
Roman Zeller über Armeechef Thomas Süssli

Wenn man den Aussagen von Thomas Süssli folgt, so entsteht der Eindruck, die Armee sei eine teure Hilfsorganisation. Über die Aussage, der Soldat ist zuvorderst, kann man nur den Kopf schütteln. Art. 58 Abs. 2 unserer Bundesverfassung sagt klar aus, für was unsere Armee steht. Und da steht an erster Stelle die Fähigkeit zur Kriegsverhinderung. Kriegsverhinderung bedeutet denn auch klar, «kämpfen können, um nicht kämpfen zu müssen». Die Fähigkeiten moderner Streitkräfte sind

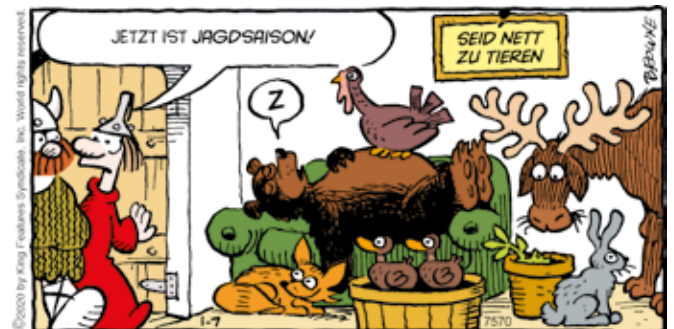
ein Zusammenspiel von modernem Material, motiviertem Personal und vorbildlichen Chefs. Nur mit voller materieller und personeller Stärke, entsprechender Ausbildung und Übung wird die Armee befähigt, ihren Auftrag zu erfüllen – sie ist also einsatzbereit. Dass in der jetzigen Corona-Situation die Armee zum Einsatz kommt, ist nichts anderes als von der Verfassung vorgegeben – also zu erwarten. Süssli nimmt dies gerne als Feigenblatt, um so von den Schwächen beziehungsweise Unzulänglichkeiten abzulenken. Wenn Süssli bei der jungen Generation punkten will, dann nur durch ein gesellschaftskompatibles Dienstleistungsmodell für unsere Milizsoldaten. Die wollen nicht eine attraktive Outdoor-Veranstaltung, sondern eine gut ausgerüstete Armee mit glaubwürdigen Chefs, auf die Verlass ist. Alles andere ist unmoralisch. *Hermann Graf, Pfäffikon*

## Napoleon im Thurgau

Nr. 1 – «Land der Freien»  
Alex Baur über den Thurgau

Alex Baur zeichnet ein treffendes Bild von bescheidenen Menschen, die nicht im Rampenlicht stehen möchten. Da gibt es allerdings eine gewichtig Ausnahme: Auf Schloss Arenenberg lebte ein gewisser Louis-Napoléon, der spätere Napoléon III. Er erhielt 1832 das Ehrenbürgerrecht der Gemeinde Salenstein. Er soll den Thurgauer Dialekt perfekt gesprochen haben. Der letzte französische Kaiser war also ein Thurgauer! *Peter Job, Affoltern a. A.*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## NACHRUFE

# Henri Kardinal Schwery (1932–2021) Jonas Neubauer (1981–2021)



*Er kannte sogar das Cern von innen:* Theologe und Physiker Schwery.

Mit «Bischof Heinrich», wie er bei der Wahl zum 81. Nachfolger von Sankt Theodul genannt wurde, verliert die katholische Kirche der Schweiz und das Wallis einen Repräsentanten aus der Zeit von Papst Johannes Paul II. Höhepunkt der Zeit Schwerys als Bischof von Sitten (1977–1995) bleibt der von ihm geförderte Papstbesuch 1984. Die triumphale Flugplatz-Messe verdeckte, wie sich im einheimischen Katholizismus nach rechts und links die Balken bogen. Dabei war der Präsident der Schweizer Bischofskonferenz (1983–1988), im Wallis Reformier der Diözese und der Seelsorge mit Einfluss auf die Neuordnung des traditionellen Verhältnisses Kirche–Staat (1991), noch wie selten ein neuerer Schweizer Kirchenführer volksgläublich verankert.

Die Bischofswürde im Wallis lässt sich schweizweit mit keinem anderen klerikal-politischen Status vergleichen. Historisch bezeugt dies ein Vorläufer im Kardinals purpur: Fast-Papst Matthäus Schiner (1465–1522) als hochpolitischer Kirchenfürst zur Zeit der Schlacht bei Marignano. Mit dem mystisch orientierten Bürgermeister und Gardekommandanten Marx Röist fädelt Schiner die Berufung von Marignano-Feldprediger Ulrich Zwingli ins Zürcher Pfarramt ein. Bei allen politischen Prioritäten hatte Schiner kirchliche Reformen im Sinn, bekämpfte Wundermissbrauch in Bern und machte sich auch im Wallis diesbezüglich unbequem.

Heinrich Schwery, 1991 zum Kardinal erhoben, machte sich diesbezüglich das Leben ebenfalls nicht leicht. Zunächst versuchte er das vom in Ecône exilierten Erzbischof Marcel Lefebvre verursachte Schisma mit Gebetstagen und Entgegenkommen zu verhindern. Erst recht nicht konnte er es der von Professor Hermann-Josef Venetz, seinem einstigen inoffiziellen Rivalen um das Bischofsamt, begünstigten progressiven Fronde der PLO (Priester und Laien Oberwallis) recht machen. Beim Konflikt um den integralistischen Wolfgang Haas im Bistum Chur kam es unter Schwery (Vorsitzender Bischofskonferenz) zur unbefriedigenden Auslagerung des Umstrittenen zum Erzbischof von Vaduz.

Als studierter theoretischer Physiker, in Freiburg und Genf (er kannte sogar das Cern von innen), Lehrer und Rektor des Gymnasiums Sitten, Buchautor mit Sinn für Walliser Spiritualität und als Orgelspieler verwirklichte Schwery ein religiös-kulturelles Bildungsprofil von Format. Den gordischen Knoten der Unvereinbarkeiten konnte der zuletzt wegen Depressionen aus dem Bischofsamt Ausgeschiedene nicht lösen. Das säkular gewordene «Glaubensbekenntnis» im heutigen Wallis stammt von Bundesrätin Viola Amherd: Sie konnte «ehrlich» (wie Gerhard Pfister lobte) dazu stehen, den Vorsatz zum Nichtbesuch des Weihnachtsgottesdienstes zum Bekenntnis zu erheben. Frommtun im Wallis hat als Machtfaktor ausgespielt. *Pirmin Meier*

Hinter der Meisterleistung steht, wie so oft, eine Kränkung. Der siebenfache Tetris-Weltmeister Jonas Neubauer verlor beim Schachspielen in jungen Jahren noch und noch gegen seine zwei älteren Brüder. Also wandte er sich dem Videogame zu, genauer dem Klötzchenspiel Tetris – und brachte es in der Szene zu Ruhm. Nun ist der Kalifornier aus Los Angeles mit 39 Jahren an einer akuten Erkrankung verstorben, wie seine Frau auf Twitter bekanntgegeben hat.

Tetris? Nintendo machte das in den achtziger Jahren von einem Russen lancierte Puzzlespiel mit Klötzchen zu einem Welterfolg. Ein Gesicht erhielt Tetris jedoch erst mit dem sympathisch-bescheidenen Neubauer, einem begeisterten Freizeitmathematiker, der das Spiel als intellektuelle Herausforderung verstand. In den folgenden Jahren widerstand er der Versuchung, auf eines der vielen neuen Spiele umzusatteln, die findige Entwickler auf den Markt brachten; Neubauer blieb dem Klassiker treu.

Er entsprach so gar nicht dem Klischee eines Nerds und verkörperte vielmehr den lebenswürdigen Kumpel, der seine Fans in Youtube-Filmen in die Kunst seines Spiels einführte. Dazu passte, dass er seinen Lebensunterhalt als Barbetreiber mit den Bieren einer Mikrobrauerei verdiente.

Neubauer ist dank seiner scheinbar chaotischen Spielweise berühmt geworden. Er glänzte mit einer verwirrenden Technik, die die schier unzähligen Klötzchen erst in den letzten Sekunden in die korrekte Konstellation brachte. Offenkundig war ihm das Schicksal nicht immer so hold, so dass er am 4. Januar viel zu früh von dieser Welt gehen musste.

*Rolf Hürzeler*



*Verwirrende Technik:* Neubauer.



# Der blinde Fleck der Klimajugend

Die kleine Schweiz kann die Welt nicht retten.



Die Klimajugend will sich mitten in den Corona-Wirren wieder ins Gespräch bringen – die warme Jahreszeit ist in Sicht und damit Gelegenheiten für Debatten über Hitze, Trockenheit und Gletscherschwund. Hinzu kommt der Abstimmungskampf zum Referendum über das CO<sub>2</sub>-Gesetz. Soeben hat die Organisation Climatestrike Switzerland ihren Klimaaktionsplan vorgestellt. Über zwanzig Spezialisten aus Wirtschaft und Wissenschaft haben an den fast vierhundert Seiten mitgeschrieben.

Das hat nicht verhindert, dass man sich in eine Sackgasse bewegte. Das zentrale Anliegen des Aktionsplans lautet: «Wir fordern, dass die Schweiz bis 2030 im Inland netto null Treibhausgasemissionen ohne Einplanung von Kompensationstechnologien verursacht.» Warum ist das eine Sackgasse?

Ein derart radikales Drosseln der Schweiz würde die weltweite Nachfrage nach fossiler Energie geringfügig verringern, was die Preise am Weltmarkt ein klein wenig sinken liesse und die anderen Konsumenten auf der Welt zu etwas mehr Verbrauch anregen würde. Das winzige Minus der kleinen Schweiz bei den Treibhausgas-Emissionen würde also blitzartig wettgemacht durch ein leichtes Aufdrehen in Amerika oder anderswo. Die Schweiz würde sich durch hohe Kosten quasi erwürgen, und der Einfluss auf die Treibhausgase wäre gleich null.

Diese Zusammenhänge beschrieb der deutsche Ökonom Hans-Werner Sinn vor über zehn Jahren unter dem griffigen Titel «Das grüne Paradoxon – Plädoyer für eine illusionsfreie Klimapolitik». Bis heute findet dies bei den

Klimaaktivisten jedoch kein Gehör, obwohl sie sich sonst immer auf die Wissenschaft berufen. Da haben sie einen blinden Fleck. Ihnen genügt einfach das Pariser Abkommen von 2015, das die Vertragspartner zu länderweise festgelegten Reduktionen der Treibhausgasemissionen anhält, auch die Schweiz.

Aber Paris ist für die Länder nicht bindend. Wer sein Versprechen einhält, ist einfach gutmütig und der Dumme, die anderen profitieren. Paris heisst: Regeln brechen ist die Regel, das Abkommen ist gescheitert. Das muss sich auch der Bundesrat vor Augen halten, der für die Schweiz in Eigenregie eine Reduktion auf netto null bis 2050 versprochen hat.

Zwischendurch wendet Climatestrike im Dokument eine ökonomische Sprache an und plädiert für das Haftungsprinzip: «Wir fordern die Umsetzung des Verursacherprinzips: Diejenigen, welche die Treibhausgasemissionen und die Umweltverschmutzung verursachen und davon profitieren, sollen zur Verantwortung gezogen werden.»

Aber insgesamt dominiert die Befehls- und Verbotskultur: «Ab sofort keine neuen Investitionen, Kredite und Versicherungsdienstleistungen für Projekte und Unternehmen, die in fossilen Energien aktiv sind!» Finanzinstitute sollen ihre Finanzflüsse bis 2030 auf netto null bringen.

Die Ökonomie bietet wirksamere Ansätze, wenn die internationale Koordination der Treibhausgaspolitik das Ziel ist. Sinn und vor allem auch der amerikanische Ökonomie-Nobelpreis-Träger William Nordhaus sehen nur dann eine Möglichkeit für die weltweite

Kooperation zum Verringern der Treibhausgase, wenn sich genügend Länder zu einem Klimaklub zusammenschliessen, der all jene, die draussen bleiben wollen, belasten kann. Die Ökonomen schlagen vor, die CO<sub>2</sub>-Emissionen weltweit einheitlich mit einem Preis, einer Abgabe zu versehen, um die negativen Klimawirkungen etwas aufzuwiegen. Nach bisherigen Erkenntnissen könnte der verursachergerechte Preis in der Nähe von 40 Dollar pro Tonne liegen. Was heisst das für die Schweiz? Das zahlen wir heute schon. Das Land muss nicht noch zusätzlich zurückgebunden werden.

## Freund oder Feind?

Wie vertragen sich Lockdown und Wirtschaft? Sind sie Freunde oder Feinde? Der Bundesrat hätte es gerne, wenn Gesundheitsschutz und Wohlergehen der Firmen in Harmonie wären, wenn er also nicht unangenehme Zielkonflikte ausgesetzt wäre. Die Ökonomen der wissenschaftlichen Covid-Task-Force des Bundes haben dieses Bild wiederholt bestätigt: Ein entschlossenes Einschränken der Wirtschaft könne dieser später zugute kommen.

Aber soeben hat der Schweizerische Gewerbeverband eine Studie vorgestellt mit Währungsfonds-Daten aus gut 50 Ländern, die darauf hindeutet: Je weniger einschneidend die Einschränkungen und Shutdown-Massnahmen im Frühling waren, desto geringer war tendenziell der Wirtschaftseinbruch im betreffenden Land. Aus dieser Sicht gibt es einen Zielkonflikt – den ein Gewerbler wahrscheinlich viel eher sieht als öffentlich besoldete Ökonomen.

# LITERATUR UND KUNST

Friederike Mayröcker,  
die Grande Dame der  
österreichischen Literatur.  
*Daniela Strigl, Seite 52*

Herausgegeben von Daniel Weber

**Honoré Daumier, «Don Quichotte und Sancho Pansa», 1868** – Gelegentlich scheint es, als ob der Krieg gegen das Virus wie ein Kampf gegen moderne Windmühlen und die Politik Don Quichotte auf dem hohen Ross ist. Wir, das Volk, wären dann Sancho Pansa, trabten auf einem Esel hinterher, voller Verständnis für die Notwendigkeit und die Auswirkungen dieses Kampfes, aber doch schüttelten wir den Kopf gegen die da und dort unrühmlichen Schlachten unseres Herrn, müde geworden, ihn auf die Realitäten zurückzubedenken.

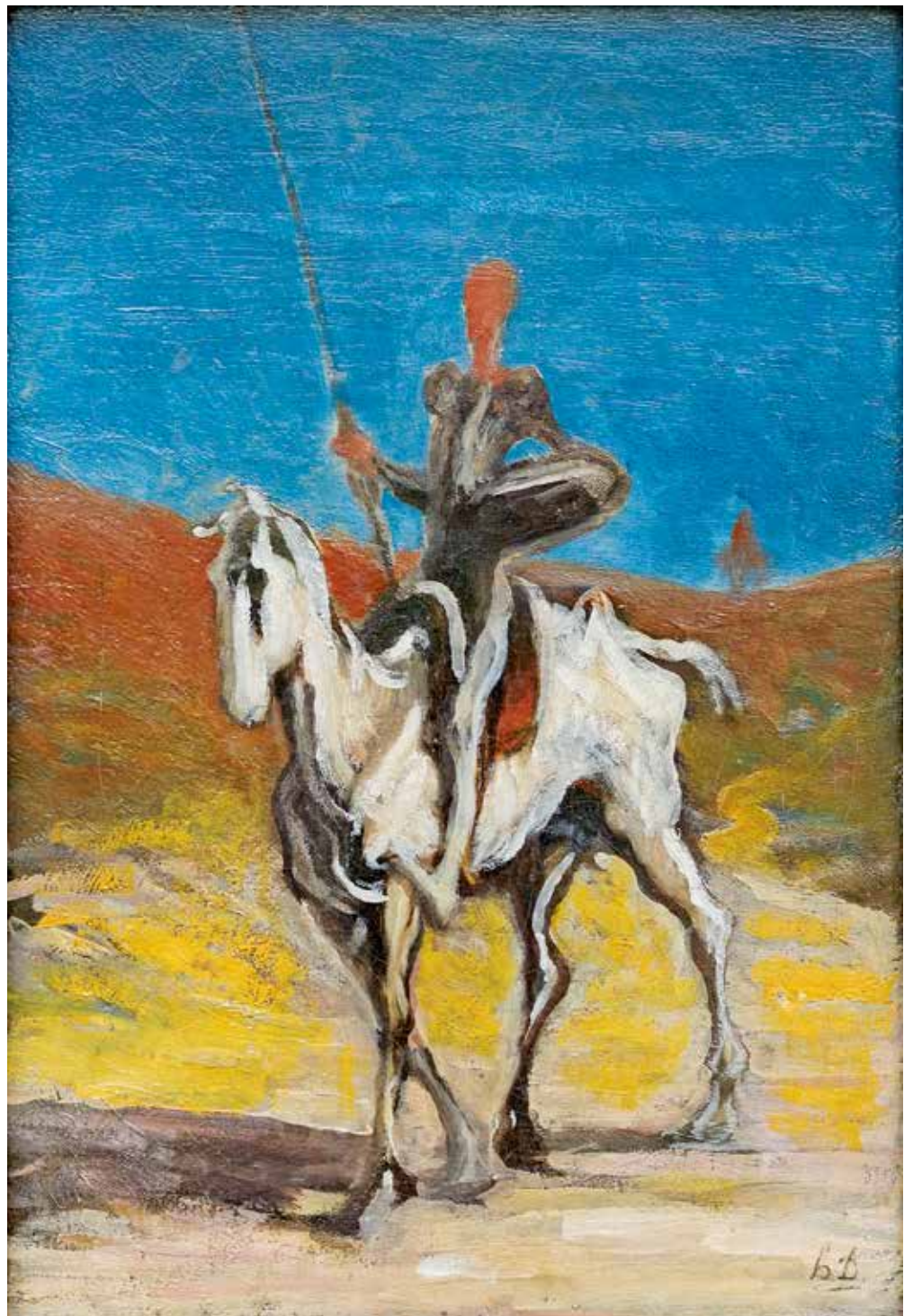
Don Quichotte sieht vor lauter Verblendung seinen wahren Feind nicht mehr. Er macht keinen Unterschied mehr zwischen kleinen und grossen Mühlen. Für ihn ist die ganze Welt zu einer einzigen Windmühle geworden, in deren Mahlwerk, so denkt er, Pest und Cholera hervorgebracht werden, und so stürmt er mit der blinden Energie eines Verzweifelten drauflos, die Lanze gesenkt, das Visier geschlossen. Er ist schon so weit gegangen, dass sich sein Kampf gegen das Virus für die Sancho Pansas dieser Welt anfühlt, als ob er mehr Dasein raubte als das Virus Leben.

## Malen gegen den Hunger des Volkes

Honoré Daumier (1808–1879) war ein grosser Kenner des langsamen Sterbens; arm geboren, arm geblieben, obwohl er malte und zeichnete, bis seine Hände blutende Schwielen hatten. Er führte zeit seines Lebens einen kleinen privaten Kampf gegen seine Realität; alles vergebliche Schlachten, alles Rängeleien mit und gegen die Windmühlen des Seins.

Daumier wurde Karikaturist, einer der besten und ersten seiner Zeit, malte an gegen den Hunger des Volkes, den Irrsinn der Mächtigen, gegen die Windmühlen der Zeit, er verunglimpfte den König und Minister, er musste ins Gefängnis. Kurz nachdem er Don Quichotte gemalt hatte, verlor er sein Augenlicht. Er hatte nur einen Trost, einen kleinen; dass viele Sehende mit noch mehr Blindheit geschlagen sind.

*Michael Bahnert*



*Grosser Kenner des langsamen Sterbens.*



# Wirbelwind der Poesie

Über hundert Bücher hat die Grande Dame der österreichischen Literatur geschrieben. Ihr neuestes zeigt: Friederike Mayröckers Sprachmacht und Experimentierfreude sind ungebrochen.

Daniela Strigl

---

Friederike Mayröcker: da ich morgens und moosgrün. Ans Fenster trete. Suhrkamp. 202 S., Fr. 34.90

---

Immer hat sie davon gesprochen, zweihundert Jahre alt werden zu wollen, «mindestens». Der Tod war bisher ihr Feind, «ein Eklat, ein Skandalon, eine Schmach». Könnte ihr Wunsch in Erfüllung gehen, dann wäre für Friederike Mayröcker auch der Nobelpreis noch drin, den sie, nach der Wahl von Elfriede Jelinek (2004) und Peter Handke (2019), wohl schon abgeschrieben hat – weil ja nicht schon wieder jemand aus Österreich drankommen kann.

Dabei mutet Mayröckers Poesie wie ein Wirbelwind an neben dem traurigen Abendhauch in den Gedichten der letztjährigen Preisträgerin Louise Glück. In ihrem neuen Buch verrät sie ihr Rezept: «ich meine / <verquicken!> dasz ich / seit langem bestrebt bin in / meinem Werk / Avantgardismus und / Klassizismus zu verquicken!»

## Hoffnung und Neubeginn

Ihre ungebrochene Sprachmacht und Experimentierfreude hat die Grande Dame der österreichischen Literatur in den letzten Jahren etwa mit dem Band «ich bin in der Anstalt. Fusznoten zu einem nichtgeschriebenen Werk» bewiesen, für den sie 2011 den Bremer Literaturpreis erhielt; tatsächlich bloss 243 kopflastige Fussnoten, inspiriert von den Bekenntnissen Jacques Derridas und des Hl. Augustinus. Und 2016 wurde sie für den unersättlich blühfreudigen Notizenband «fleurs» mit dem ersten Österreichischen Buchpreis ausgezeichnet.

Nun hat Mayröcker, die im vergangenen Dezember 96 wurde, mit «da ich morgens und moosgrün. Ans Fenster trete» ihr, je nach Zählweise, 123., 124. oder 125. Buch vorgelegt. Im August las sie daraus beim Wiener Literaturfestival O-Töne vor einer ergriffenen Zuhörerschaft – die Mayröcker-Fans jeglichen Alters lauschen den Lesungen der Dichterin andächtig wie im Gottesdienst. Zum ersten Mal scheint ihrem



Feier des Lebens: Dichterin Mayröcker.

Alter Ego seine Zukunftsgewissheit abhanden gekommen zu sein, es sieht sich als «Debütantin des Todes, steinig mein letzter Weg wohin sind Mutter und Vater und Freund usw.». Es staunt über «die Lotterie meines Überlebens, schon nähert sich WICHT VON WINTER». Einmal heisst es gar lapidar: «lasz uns *ausgehen!* wie Kerzen!» Zum ersten Mal soll die Autorin nicht mehr von ihrem nächsten Buch sprechen: dieses sei gewiss

ihr letztes. Unerhört für eine, die ihr Programm einmal in die Formel «ich lebe ich schreibe» gefasst hat.

Aber schon der Titel des neuen Bandes signalisiert Hoffnung und Neubeginn, obwohl weder «morgens» noch «moosgrün» eindeutig auf das lyrische Ich zu beziehen sind. Der Punkt mittendrin sprengt zwar die Syntax des Satzes, nicht jedoch das Bild, das er hervorruft: die Dichterin,



die ans Fenster tritt und den ihr angestammten Platz einnimmt, interessiert an der Welt, neugierig auf den neuen Tag, ganz und gar gegenwärtig im «da», in dem sich der Augen-Blick erignet.

Das Buch besteht aus Eintragungen, die jeweils eine oder einige wenige Seiten umfassen und mit einem Beistrich und dem Datum enden, vom 22.9.17. bis zum 3.11.19. Es fehlt jede Gattungsbezeichnung, die Scheidung zwischen Lyrik und Prosa scheint gänzlich obsolet, manche Textblöcke sind eingerückt, einige Zeilen einzeln hervorgehoben, andere wie Verse gesetzt, zwischendurch winzige Zeichnungen, Gekritzel.

Wie so oft kommentiert Mayröcker den Text im Text, «ich schreibe Prosa mit einem lyrischen touch, usw.» Auch macht sie sich auf zarte Weise lustig über die bange Erwartung ihrer Umgebung – oder ihres Verlages: «man fragt mich was ist der Inhalt nämlich *Schleptau* des neuen Buches, ich sage <verzage nicht!> und sehe aufs Wintermeer hinaus, es geht um NICHTS und es geht um ALLES, vielleicht polyphon, es geht um Sensationen = ich meine Empfindungen, im Sinne v. Materie : Tisch der Materie, es geht um das böse Blut : das blaue Blut oder Herzblut : ach um ein lg. Leben es geht um den Knall den Knall der Verliebtheiten, Vergeblichkeiten, Phantasien Tagträume.»

Bereits diese Inhaltsangabe der anderen Art vermittelt etwas von Mayröckers Drive, ihrem mitreissenden Dahinstürmen durch Erinnerungsfetzen, Gedankensprünge, Natur-

### Ihr Programm hat Friederike Mayröcker einmal in die Formel «ich lebe ich schreibe» gefasst.

zeichnen, Sinneseindrücke, Lektüresplinter, ein «Furor» und «Rasen», es geht «um ein lg. Leben», aber weil das Ich keine Zeit zu verlieren hat, wird ausgerechnet hier abgekürzt. Zu Beginn erweist es den Schwalben im Krankenhausgarten – «meine Geschwister» – seine Reverenz. Gleich im ersten Notat wird die geriatrisch grundierte Chronik durch einen Moment des Flashback aufgehellt, «zwischen den Seiten des Briefes deines Briefes die rasende Strophe. Das Plätschern der Quelle dort damals Bad Ischl an dem Strome wo wir von Tränen überströmt».

### Offenbarungen der Sprache

Der Name des im Jahr 2000 verstorbenen Lebens- und Schreibgefährten wird hier nicht genannt, doch wir dürfen seine (ihre?) «rasende Strophe» zwischen den Seiten seines Briefes vermuten. Auch in ihrem jüngsten Buch schreibt Mayröcker das grosse Requiem für Ernst Jandl fort, zu dem ihr Werk der letzten zwanzig Jahre geworden ist. Geweint wird überhaupt viel in dieser Prosa, vor Trauer, Schmerz, Wehmut, mitunter sind es auch, wie es in einer anderen Eintragung «für



EJ» heisst, «Tränen des Glücks, wir waren jung und *lieblich*. Und: «In meinen Träumen bin ich jung in meinen Träumen bin ich high ich bin so Kreuzifix et cetera.»

So wird das Lamento im Handumdrehen immer wieder zur Hymne, zum alles umarmenden Lobpreis, zur Feier des Lebens und der Liebe, zu der sich die Dichterin programmatisch bekennt: «umbuscht v. Wiszbeigierde und Intuition kann ich nicht aufhören die Welt der Liebe abzubilden.» Die «Welt der Liebe» und die Liebe der Welt, die in einem myzelartigen Verweissystem panerotisch aufgeladen scheint. Die «zärtliche Leine» um die Brust der Schwalben etwa kehrt wieder als «zarte Leine» um die Brust des Geliebten, mit dem das Ich einst in einer Wiese schlief, «an jenem Tage als ein Mann den Mond betrat». Im Moos des Titels wird eine Fussspur sichtbar, die den ganzen Band durchzieht, «das Moos mit bloszen Füszen» («Wie wir füszelten, damals!»).

Muss man wissen, dass das oft beschworene «D.» das Weinviertler Deinzendorf aus Mayröckers Kindheit ist, um sich in diesem Journal der Abschiedslust zurechtzufinden? Muss man die Galionsfiguren ihres persönlichen Kanons kennen, von Heine bis Hölderlin? Oder die Zitate den Freunden und Bekannten zuordnen können, die sich hier verewigt finden? Nein, man wird auch so hineingezogen in ein Netzwerk des Interesses, der Zuneigung und Bewunderung, in dem auch Maler wie Arnulf Rainer und Fernando Botero ihren Platz haben oder der Dada-Fotograf Man Ray, mit dem die Erzählstimme sich im Geiste unterhält: «Sie fragen mich wie es mir gehe ich sage <mein Innerstes ist wie früher nur meine Leibhaftigkeit ist mühselig geworden> : *wieso selig* frage ich mich.»

Zur Seligkeit dieser Autorin trägt nach wie vor die Sprache bei, an deren Offenbarungen sie sich förmlich berauscht, eine Wortfeinschmeckerin – «nämlich am *Waldessaum* (was für ein paradiesisches Wort!) –, bei der eins das andere ergibt, Gleichklang und Differenz, eine magische Selbstermächtigung, «meine Erfahrungen zu erfüllen oder *zu hexen* ich meine *zu hexen* : ich schmecke diese Erfüllung v. Sprache». Erfüllung und Erfüllung und Eingebung, das liegt nahe beisammen, zum Beispiel, wenn die Dichterin

erwacht «mit dem Wort PENKALA was mir ein Lächeln zaubert ich meine ich spüre ein Lächeln welches mir sagt <guten Morgen wer oder was ist Penkala?»»

Trotz eigenwilliger Interpunktion und Rechtschreibung, trotz Worterfindungen und logischem Irrwitz wird auch in diesem jüngsten, hoffentlich nicht letzten Werk Mayröckers keine Privatsprache praktiziert. Eine Gebrauchsanweisung zur Mayröcker-Lektüre müsste dazu raten, vom bangen Sinnverlangen abzulassen und sich auf die Schönheit der ausgestellten Wörter, Bilder und Gedankenblitze einzulassen, ohne Entzifferungszwang, aber offen für alles, was sich an Deutung und Bedeutung wie von selbst einstellt. Dann wäre ausserdem erkennbar, dass hier nicht Willkür am Werk ist, sondern gebändigte Freiheit, nicht Ekstase, sondern Konzentration durch Form, durch Rhythmus und Struktur.

Auch dieses atemlos forschende Buch berührt und verführt, affiziert und entusiastisiert seine Leser, wohl weil Mayröckers Affektpoetik in ihnen eigene Bilder auslöst. «bin verwüstet in meinem Kopfe, in jeglicher Ecke meines Kopfes wütet : wütet es, ach Wildnis v. LAMPIONS». Der gefräßige Blick aus dem Fenster («*mein Auge bisz zu!*, poetischer Pragmatismus») vermag des Durcheinanders der Welt nicht Herr zu werden, bestenfalls es hie und da zu beleuchten. Die alte Dichterin träumt von der Aufhebung der Grenze zwischen Körper und Geist, Leben und Schreiben. Die Überwindung der poetischen Blut-Hirn-Schranke nimmt hier als Utopie Form an – und als frappierendes Bild: «ich wäre nicht so verwüstet hätte mich meine Mutter als Tintenfisch auf die Welt, gebracht, ach, flösse die Tinte meines Blutes in mein Gedicht usw.»

Daniela Strigl ist Dozentin für Germanistik an der Universität Wien und Literaturkritikerin.

Anzeige

Wissen für Suchende

Klarheit fürs Leben



wissend.info

# «Dieses Volk kann nicht reiten»

Wolfgang Koydl

Christoph Jahr: Blut und Eisen.  
Wie Preussen Deutschland erzwang. 1864–1871.  
C.H. Beck. 368 S., Fr. 41.90

Christoph Nonn: 12 Tage und ein halbes  
Jahrhundert. Eine Geschichte des Deutschen  
Kaiserreiches. 1871–1918.  
C.H. Beck. 687 S., Fr. 45.90

Deutschland ist das Land der Gedenktage. Keine andere Nation hangelt sich so emsig von Termin zu Termin durch den Jahreslauf: die Verabschiedung des Grundgesetzes, Mauerfall und Einheit, die Reichspogromnacht, das Attentat auf Hitler, Beginn und Ende des Zweiten Weltkriegs und so weiter.

Was dabei auffällt, ist, dass es deutsche Geschichte offenbar erst seit rund achtzig Jahren gibt. Bedeutender Ereignisse vor der Zeit des Nationalsozialismus wird selten gedacht. Vermutlich war es das, was AfD-Chef Alexander Gauland mit seinem missglückten «Vogelschiss»-Vergleich sagen wollte: Es gab nicht nur das Dritte Reich.

Dessen Vorgänger war das «Zweite Reich», obschon es nie so genannt wurde: das 1871 im Spiegelsaal von Versailles ausgerufene deutsche Kaiserreich, dem nach nur 47 Jahren in einem Eisenbahnwaggon in Compiègne der Totenschein ausgestellt wurde. Es war der verspätete Nachfolger des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, das von 962 bis 1806 bestand, des «Ersten Reiches».

## Unter preussischer Pickelhaube

Am 18. Januar jährt sich nun zum 150. Mal, dass Preussens König Wilhelm I. im Prunkschloss des Sonnenkönigs eher widerwillig von ebenfalls nicht sehr willigen deutschen Fürsten, Herzögen und Monarchen zum Kaiser ausgerufen wurde. Noch nicht einmal auf einen Titel konnte man sich einigen: «Kaiser von Deutschland» ging den auf ihre Rest-Souveränität bedachten Königen von Bayern, Württemberg und Sachsen zu weit. «Deutscher Kaiser» klang für den Preussen Wilhelm kaum nach mehr als Präsident. Dem Grossherzog von Baden fiel eine salomonische Lösung ein: Kaiser Wilhelm – ohne Deutschland.

Grosse Feierstunden sind in Berlin für den Gedenktag nicht geplant. Denn aus dem kollektiven Gedächtnis der Deutschen scheint das Kaiserreich weitgehend getilgt. Zum Glück erinnert der C.H.-Beck-Verlag mit zwei Werken an diese Zeit, wobei der 18. Januar in beiden Fällen nur ein Punkt ist: In Christoph Jahrs «Blut und Eisen» markiert er den Endpunkt einer Entwicklung, in der Preussen – vor allem in der



Nur wenige Zeitgenossen erkannten das wahre Ausmass der Veränderungen: Proklamierung

Gestalt von Otto von Bismarck – Deutschland «erzwang».

Christoph Nonn wählt in «12 Tage und ein halbes Jahrhundert» den kalten Januartag als Ausgangspunkt für den Aufstieg Deutschlands zu einer der wirtschaftlich, sozial und wissenschaftlich führenden Nationen der Welt – der in der Katastrophe des Ersten Weltkriegs endete.

Um eines gleich vorwegzunehmen: Nonns Buch ist eminent lesbar, weil es nicht nur informativ, sondern auch unterhaltsam ist. Die zwölf Tage im Titel beziehen sich auf zwölf Daten, die der Autor herausgegriffen hat, um an ihnen relevante Merkmale und Entwicklungen darzustellen.

So nimmt er das Attentat auf Kaiser Wilhelm I. am 2. Juni 1878 zum Aufhänger für die – letztlich erfolglose – Verfolgung der Sozialdemokraten durch den Staat oder den Streich des «Hauptmanns von Köpenick» zur Erklärung von Militarismus und Kadavergehorsam. Andere Kapitel befassen sich mit der Aussenpolitik, der Sozialgesetzgebung oder der Person des letzten Kaisers, Wilhelm II.

Jahr hingegen beleuchtet den Vorlauf, jene knapp zwanzig Jahre, in denen Preussen mit drei Kriegen – 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich-Ungarn und 1870/71 gegen Frankreich – die Einigung Deutschlands

durchdrückte. Das, worüber deutsche Liberale und Nationalisten seit den Napoleonischen Kriegen nur palavert hatten, zwang der Parvenü unter den europäischen Mächten mit «Blut und Eisen» unter einer preussischen Pickelhaube zusammen.

Nur wenige Zeitgenossen erkannten damals das wahre Ausmass der Veränderungen, die das Auftreten Deutschlands auf der Bühne Europas bedeutete. Einer von ihnen war der spätere bri-

*Den Schöpfern dieses deutschen Staates ging es gar nicht in erster Linie um Deutschland.*

tische Premierminister Benjamin Disraeli, der die «deutsche Revolution» als «grösseres politisches Ereignis als die Französische Revolution» beschrieb: «Wir haben eine neue Welt.»

In der Tat: Wo über Jahrhunderte eine harmlose Ansammlung von Grafschaften, Königreichen, Herzog- und Fürstbistümern sowie ein paar freien Städten bestand, war über Nacht ein Staat entstanden, dessen Bevölkerungszahl nur von der Russlands übertroffen wurde und der sich rasch zur führenden Industrienation entwickelte. Die bittere Ironie: Den Schöpfern dieses deutschen Staates ging es gar nicht in erster Linie um Deutschland. Selbst sein Ge-





des deutschen Kaiserreiches.

burtshelfer Bismarck war zeit seines Lebens ein preussischer Nationalist.

### Auseinanderklaffende Dialekte

Im Alter beschlichen sogar den greisen Reichskanzler Zweifel. Hatte er noch 1867 forsch geprahlt: «Setzen wir Deutschland, sozusagen, in den Sattel! Reiten wird es schon können», so resignierte er keine zwanzig Jahre später: «Dieses Volk kann nicht reiten!» Als er 1890 abtrat, war niemand mehr da, der seine Schöpfung zu kontrollieren verstand. Der Niedergang war von Stund an gleichsam vorgegeben. Und dennoch wuchs in diesem knappen halben Jahrhundert ein Land zusammen, dessen Bewohner sich zuvor noch nicht einmal untereinander verständigen konnten, so weit klafften die Dialekte auseinander. Dabei halfen neue Technologien – Telegraf, Eisenbahn, Telefon –, aber auch die allgemeine Schulpflicht, die gemeinsame Währung, eine allgemeine, bahnbrechende Renten- und Sozialversicherung.

Nicht zuletzt war dies die Zeit, in der das moderne Deutschland entstand. Deshalb, so Nonns Fazit, sei das Kaiserreich auch kein Wegbereiter des dumpfen Nazideutschlands gewesen. In diesem Fall wäre die NS-Zeit keine gleichsam genetische Konstante deutscher Geschichte, sondern nur ein Betriebsunfall.

## Wie der Fortschritt nach Baden kam

Karl Lüönd

Markus Somm: Elektropolis an der Limmat. Baden und die BBC. 1870 bis 1925. Stämpfli. 736 S., Fr. 91.90

Aus Doktorarbeiten würden selten gute Bücher, sagen viele, denn die würden ja nur für einen einzigen Leser geschrieben: den Doktorvater. Mit seinem Werk über Baden und die BBC widerspricht der Historiker und Journalist Markus Somm dieser These geradezu brachial. Der Wälzer über seine Heimatstadt Baden – 736 Druckseiten, 1296 Fussnoten – ist ein richtig spannendes Stück Mikrogeschichte aus der Mitte der Schweiz. Ich habe es verschlungen.

Doktorvater und über mehr als fünf Jahre hinweg Förderer und Ermutiger dieses mächtigen Werks war Joseph Jung (Universität Freiburg), der als Erforscher von Alfred Escher und als Chronist des 19. Jahrhunderts (zuletzt: «Das Laboratorium des Fortschritts. Die Schweiz im 19. Jahrhundert», 2020) Massstäbe gesetzt hat.

In Somms weit ausgreifender Studie geht es um die Verwandlung der gemütlichen, katholisch geprägten Bäderstadt in ein vibrierendes internationales Zentrum der Elektroindustrie. Als Folge des Nationalbahndebakels war Baden im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts faktisch pleite.

Vater und Sohn Brown, die genialen Techniker, und ihr raffinierter Manager Walter Boveri nützten das aus und fanden für die Standortwahl ihres Start-ups eine raffinierte Wettbewerbsformel. Die Jungunternehmer versprachen, in Baden eine Fabrik mit dringend benötigten Arbeitsplätzen zu bauen, wenn sie im Gegenzug den Auftrag für Bau und Betrieb des städtischen Elektrizitätswerks erhielten.

In der Folge war Baden der Schauplatz eines exemplarischen «Power Lobbyings» auf Gemeindeebene, lange vor der Erfindung die-



ses Begriffs. Die Brüder Pfister, zwei Badener Unternehmer, arrangierten das Finanzielle und den Landerwerb, wobei sie nicht ärmer wurden. Der Stadtammann Josef Jäger, zugleich Zeitungsverleger, wirkte hemmungslos als Agitator und Lautsprecher für das Projekt.

Der Einzug der Elektrizität (und die damit verbundene Abkehr von der Gasversorgung) war das entscheidende Signal für die Transformation von Baden. Die alte Clique der Bäderhoteliere verlor ihren Einfluss, an ihre Stelle traten die jungen und noch fast unbekannteren ausländischen Techniker. Ihr schneller internationaler Erfolg zog die Stadt Baden aus dem Schuldensumpf.

Mit einer Fülle von Beispielen und Hunderten von Quellen, von Steuerbüchern bis zu Bergen von Protokollen, Denkschriften und Selbstzeugnissen, führt Markus Somm die Mechanik der direkten Demokratie in einer Schweizer Kleinstadt der Belle Epoque vor. Die schnell

### *Ihr schneller internationaler Erfolg zog die Stadt Baden aus dem Schuldensumpf.*

und global erfolgreiche BBC liess Baden in die merkwürdige Liga der «company towns» auf-rücken, denen Somm eine einleitende Studie widmet. Doch anders als in Hershey (Pennsylvania, Schokolade) oder Zlin (Tschechien, Bata-Schuhe), auch mit deutlichen Nuancen gegenüber anderen Schweizer Beispielen (etwa Schönenwerd/Bally, Uzwil/Bühler) erwies sich in Baden die direkte Demokratie als stärker.

### Fair und sozial fortschrittlich

Hier waren die jungen Fabrikherren, die ihren Geltungsanspruch sogleich durch palastähnliche Villenbauten manifestierten, klug genug, sich den kleinkarierten Regeln des Kleinstädtchens zu fügen. Die Millionäre stellten sich diskussionslos in die Reihe der gewöhnlichen Bürger und übernahmen Milizaufgaben. Konzernherr Boveri wälzte als Präsident der Budget- und Rechnungskommission jahrelang Abrechnungen über Trottoirumbauten und die Finanzierung von Kochkursen. Sein Cousin und Partner Fritz Funk, der eigentliche Konzernbauer, leistete Dienst als Feuerwehrmann.

Mitunter zeigte das selbstbewusste Gemeinwesen den Herren, die seine Steuerkasse füllten, den Meister, etwa wenn die Behörden wochenlang öffentlich über die angemessene Form des offiziellen Glückwunschs zum Firmenjubiläum stritten. Doch der enorm wachsende Konzern war – in Somms Darstellung – weltanschaulich neutral, als Arbeitgeber fair und sozial fortschrittlich. Dadurch wurde in Jahrzehnten gegenseitiges Vertrauen aufgebaut.

# Amerikaner schaffen es

*Oliver vom Hove*

**Richard Ford:** Irische Passagiere.  
Aus dem Amerikanischen von Frank Heibert.  
Hanser. 288 S., Fr. 33.90

Vom heimatlosen Leben erzählt Richard Ford in neun Geschichten im Erzählband «Irische Passagiere». Von der inneren Zerrissenheit der Menschen in Amerika, von der Spaltung, die längst nicht nur durch die Gesellschaft und das politische System dort geht, sondern auch durch das Gefühlsnetz jedes einzelnen Bürgers.

Seit langem gilt Richard Ford als einer der herausragenden amerikanischen Erzähler, als ein Menschenschilderer mit hellwachem Sinn für versteckte Haarrisse in den Lebensgeschichten seiner Figuren. Berühmt und 1996 mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet wurde er vor allem durch seinen gross angelegten Roman «Unabhängigkeitstag». Darin und in drei weiteren Erzählwerken begleitete der Autor voll epischer Langmut die Figur des umtriebigen Immobilienmaklers Frank Bascombe aus New Jersey, dessen beruflichen und privaten Konflikte ihn als typischen Mittelständler der amerikanischen Ostküste ausweisen.

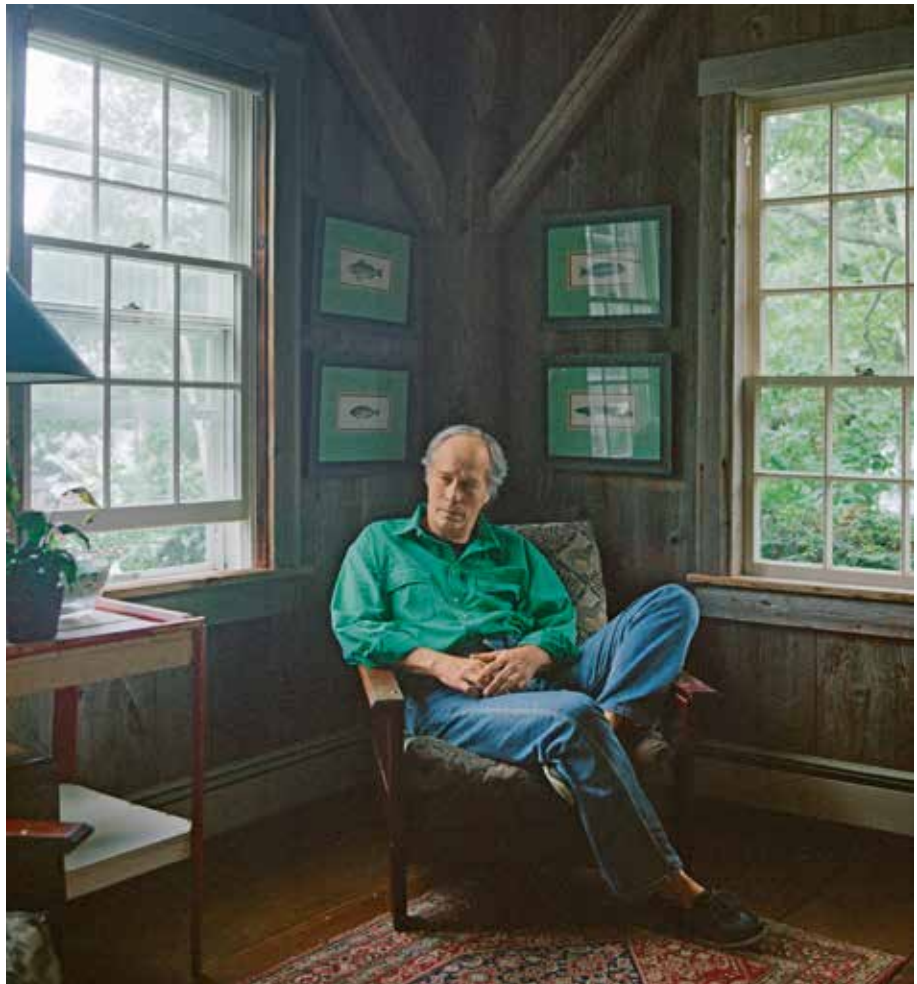
## Signifikante Szenenbilder

Auch in den neuen, mal kürzeren, mal längeren Geschichten verfügt Ford über das passende sprachliche Besteck und narrative Geschick, um uns mit den unterschiedlichsten Protagonisten aus seinem Land bekanntzumachen.

Richard Ford ist über siebzig und blickt zurück. Diese Perspektive behält er auch für seine Figuren bei. Die meisten von ihnen haben den Zenit ihres Lebens hinter sich, sie sind, wie es im Buch schonungsvoll heisst, «im Älterwerden». Und etliche haben noch etwas wettzumachen aus ihren abgelegten Geschichten.

Da ist der arrivierte Jurist aus New Orleans, Spezialist in Seerecht, der in der entspannten Atmosphäre einer Hotel-Lounge die Frau erst gar nicht erkennt, mit der ihn einst eine Jugendliebe verband. Damals hatten sie sich zum Trampen nach Island aufgemacht, doch eine länger dauernde Beziehung wurde nicht daraus. Nun lenkt es der Zufall, dass sie zwar das Meeting gemeinsam verlassen, doch mehr als ein Spaziergang wird es abermals nicht. Die mangelnde Übereinstimmung von damals kehrt in seinen Gefühlen wieder. Sein Fazit bleibt ohne Bitterkeit: «Er hatte sie nur vor ziemlich langer Zeit kurz fast geliebt.»

Ein aus Irland in New York eingewanderter Verlagslektor stellt sein eigenes Schreiben zurück, verliert sich im Highlife der Metropole: «Talent herausbringen, das lag ihm näher als Talent hervorbringen.» Als der Lebe-



*Amerikanische Fähigkeit, die Vergangenheit abzustreifen:* Schriftsteller Ford.

mann stirbt, packt seine «Happy» genannte Künstlerwitwe die Urne mit seiner Asche ins Auto und sucht die Freunde auf dem Land auf. Dort hält sie aggressive Anklagereden, um zu verbergen, dass sie zur Klage unfähig ist. Auch mit der Asche weiss sie, die vor allem ihre Hunde liebt, nichts anzufangen: «Könnte ich sie nicht einfach hier bei euch lassen? Asche ist irgendwie nicht so meins.» Jede Geschichte vermittelt einen aufschlussreichen Einblick in ein bestimmtes Milieu, führt ein

*Ford ist, wie auch der künftige US-Präsident Biden, stolz auf seine irischen Wurzeln.*

signifikantes Szenenbild des sozialen Lebens, vorzugsweise der urbanen, gebildeten Mittelschicht in den USA, vor Augen. Mit seiner vielgerühmten Beobachtungsgabe macht Ford seine Figuren vor allem durch ihre Einbildungen und Versäumnisse kenntlich, durch die Diskrepanz zwischen ihren Erwartungen und der Lebenswirklichkeit. Sein Stil bleibt bei aller feinnervigen Natur- und Personenzeichnung knapp und eindringlich. «Wenn ich diese Wohnung kaufe», fragt ein reich gewordener Unternehmer die attraktive Im-

mobiliemaklerin, «gehen Sie dann heute Abend mit mir essen?» – «Würde ich», antwortet die solcherart Umworbene, «auch wenn Sie die Wohnung nicht kaufen. Sie sind mir zuvor gekommen, sonst hätte ich Sie gefragt.» Der Erzähler berichtet: «Nur drei Monate später waren sie verheiratet.» Indes, länger als zwei Jahre hält die Ehe nicht.

## Unfähig zum Vaterersatz

Ford ist, wie auch der künftige US-Präsident Biden, stolz auf seine irischen Wurzeln. Immer ist irgendwo ein Ire oder eine Irin in den Geschichten drin, und wenn es auch nur ein Zahnarzt ist, der Yeats liest. Der Originaltitel des Bands, «Sorry for Your Trouble», spielt auf eine Beileidsformel an, die in Irland im Trauerfall gebräuchlich ist. Der verständlichere deutsche Titel «Irische Passagiere» trifft seinen Zweck ebenso gut.

Vollends auf der grünen Insel spielt die Erzählung «Der freie Tag». Eine solche eintägige Auszeit nimmt sich eine Lehrerin aus Ballycastle ein paarmal im Jahr, um im Flughafenhotel von Dublin eine Nacht mit ihrem Liebhaber zu verbringen. Die heimliche Fahrt bedeutet Freiheit für sie, einen Ausbruch aus der nordirischen Kleinstadt mit ihrem Trott und Zwang. Beinahe wäre das erotische Date



jedoch aufgefliegen – wegen eines nicht passenden Zimmerschlüssels. Es sind die kleinen Details im Leben, die Ford mit sicherem Gespür für ihre Bedeutsamkeit festmacht.

Die berührendste Geschichte handelt von einem plötzlich zum Halbweisen gewordenen Jungen. «Wenn dein Vater stirbt und du bist erst sechzehn, dann ändert sich vieles. Das Leben an der Schule ändert sich. Du bist auf einmal der Junge, dessen Vater fehlt.» Der Hallo-dri, an den sich der Junge eine Zeit lang hängt, erweist sich als unfähig zum Vaterersatz. Unverkennbar spricht aus dem Erleben des Jungen des Autors eigene Erfahrung, der seinen Vater ebenfalls mit sechzehn verloren hat. «Ganz gleich, wie verbürgt dir der Verlauf deines Lebens vorkommt, wenn du es Tag für Tag lebst – alles hätte immer ganz anders sein können.» Diese Erfahrung des Jungen prägt bei allem brüchigen Zeitempfinden das Freiheitsgefühl von Fords Figuren. Es ist die amerikanische Fähigkeit, die Vergangenheit abzustreifen und von neuem zu beginnen.

## Jack the Rippers Opfer

Rolf Hürzeler

Hallie Rubenhold: *The Five*.  
Aus dem Englischen von Susanne Höbel.  
Nagel & Kimche. 424 S., Fr. 37.90

Sie war schwer betrunken und erschöpft. Die Alkoholikerin Mary Ann «Polly» Nichols wanderte durch das Gassengewirr des Londoner East End. «Immer wieder hielt sie sich an Gebäudemauern fest und tastete sich durch die Nacht auf der Suche nach einem Platz, wo sie ruhen konnte ...» Irgendwann musste die 43-jährige Frau zusammengebrochen sein, ein einfaches Opfer für ihren Mörder, der ihr die Kehle durchschneidet und am Unterleib Stichwunden zufügt.

So beschreibt die britische Historikerin Hallie Rubenhold die letzten Lebensstunden von Mary Ann «Polly» Nichols am frühen Morgen des 30. Augusts 1888. Sie gilt heute als das erste Opfer des Serienmörders Jack the Ripper, der im Herbst jenes Jahres vier weitere Frauen ermordet haben soll. In der Darstellung der zeitgenössischen Presse war Nichols eine Prostituierte, die in jener verhängnisvollen Nacht Kundenschaft suchte und an den Falschen geriet.

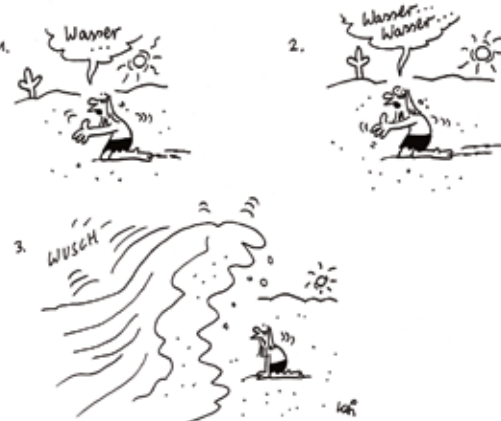
Alles war ganz anders, schreibt Hallie Rubenhold in ihrem Buch «*The Five*». Nichols war keine Prostituierte und in ihrem desolaten Zustand schon gar nicht auf Kundensuche. Die sechsfache Mutter war ein Sozialfall und wusste nicht mehr, wohin sie sich für eine Unterkunft wenden sollte, da sie ihre letzten Pennys in Gin umgesetzt hatte.

Rubenhold stellt die fünf Opfer in den Mittelpunkt ihres Buchs. Sie zeichnet ein Bild der viktorianischen Unterschicht im heute hippen Londoner Viertel von Bethnal Green und Whitechapel, das damals ein Schmelztiegel mittelloser Einwanderer aus Deutschland und vor allem Irland war. Familienclans kontrollierten die Gegend. Die Polizei hatte kaum Zugriff – oder höchstens, wenn sie mit den Clans gemeinsame Sache machte. Vielleicht wurde Jack the Ripper deshalb nie enttarnt.

### Begehrte Lebedame

Wahrscheinlicher ist aber, dass er schlicht eine Chiffre für ungelöste Mordfälle war und es ihn nie gegeben hat, wie die Historikerin Sarah Wise in ihrem Buch «*The Blackest Streets*» über das gleiche Viertel vor einigen Jahren konstatierte. Ähnlich wie beim Ungeheuer vom Loch Ness: Wo nichts gefunden wird, ist halt nichts. Rubenhold schliesst einen Serienmörder als Täter zwar nicht explizit aus, schreibt aber dazu: «Heute gibt es nur noch einen Grund, an der Überzeugung festzuhalten, dass Jack the Ripper ein Prostituiertenmörder war: Sie füttert die Industrie, die aus dieser Mythologie erwachsen ist.»

Mary Jane Kelly, eines der anderen möglichen Ripper-Opfer, war allerdings laut Rubenholds Darstellung tatsächlich eine Prostituierte. Sie stammte aus der Mittelschicht und berichtete abwechslungsweise von Irland oder Wales, sprach aber dialektfrei. Mary Jane Kelly war in ihren frühen Zwanzigern eine begehrte Lebedame im Londoner «Alhambra»-Tanzlokal am Leicester Square, wo sie ihre betuchte Kundenschaft traf. Ihre Abenteuerlust verleitete sie dazu, ein Angebot anzunehmen, um an der Seite eines Galans nach Paris zu reisen. Dort angekommen, durchschaute sie schnell, dass sie in einem Bordell arbeiten sollte, und schaffte die Flucht zurück nach London. Nach ihrer Rückkehr fand sie den Weg in das sichere Westend nicht mehr, glitt die soziale Leiter hinab und fand am 9. November 1888 in ihrem Schlafzimmer ihr Ende durch Mörderhand. Sie war 25 Jahre alt.



## Die Sprache Mit Fug und Flat

Wenn Sie mir bitte folgen möchten in die Untiefen der deutschen Sprache. Eine der häufigsten Vorsilben im Deutschen ist «un-», das Präfix, das stets verneint: Geduld/Ungeduld, Recht/Unrecht, Tugend/Untugend, Glück/Unglück. Im «Wörterbuch der deutschen Umgangssprache» von Heinz Küpper findet sich noch das Wort «Unkumpel» für einen unkameradschaftlichen Menschen. Manchmal dient diese Vorsilbe auch einfach der Verstärkung: Wetter/Unwetter, Menge/Unmenge. Unkosten waren früher besonders schlimme Kosten, heute werden diese beiden Wörter synonym gebraucht. Ein Wort tanzt aus der Reihe: Untiefe. Es kann beides bedeuten, eine geringe Tiefe, zum Beispiel für Schiffe, oder eine grosse Tiefe, zum Beispiel für Badende.

Geziefer ist selten geworden, meist spricht man von Ungeziefer. Wenn wir es aber mit Unfug zu tun haben, kann man ins Grübeln kommen, was mit «Fug» passiert ist. Es stammt aus dem mittelhochdeutschen «vuoc» (Schicklichkeit), ist verschwunden, hat sich aber noch erhalten in der Wendung «mit Fug und Recht». Ein Unfall ist die Negation des mittelniederdeutschen «geval» (Glück), also ein Unglück. Im Unflat (Schmutz, Dreck) steckt das mittelhochdeutsche «vlat» (Sauberkeit, Schönheit). Als Bezeichnung für einen groben, unflätigen Menschen war es ein Lieblingsschimpfwort von Jeremias Gotthelf.

Unholde gibt es genügend, aber Holde? In der Mythologie kämpften früher böse Unholde gegen gute Holde, die zum Kreis der Frau Holda (oder Frau Holle) gehörten. Gibt es zu Ungetüm ein Getüm? Bei Goethe kommen die Zusammensetzungen «Dreigethüm» und «Windgethüm» vor. Im Buch «Beiträge zur Naturgeschichte» aus dem Jahr 1845 steht der Satz: «Das Schnabeltier ist ein sehr sonderbares Gethüm.» In den siebziger Jahren gab es ein bekanntes Kinderbuch mit dem Titel «Das Getüm». Erich Fried schrieb danach seinen Gedichtband «Die bunten Getüme».

Ein Lehrer erklärt, dass Wörter mit der Vorsilbe «un-» wie zum Beispiel Unrecht oder Unglück meist etwas Unangenehmes bedeuten. Er verlangt weitere Beispiele. Ein Schüler meldet sich: «Unterricht.»

Max Wey

# Voluminöse Träume

«Little Nemo» verzauberte schon vor über hundert Jahren.  
Nun lässt der belgische Zeichner Frank Pé den Knaben wiederauferstehen.

Wolfram Knorr

Frank Pé: Little Nemo. Nach Winsor McCay.  
Carlsen. 88 S., Fr. 50.90

Das Laufen lernten die Bilder auf Papier, in den Sonntagsbeilagen der US-Presse, dem «Kino für Arme». Ausser Rand und Band karriolten die Ohrfeigengesichter, die ihre Herkunft von Wilhelm Buschs «Max und Moritz» offen zur Schau stellten, durch die Bilder (Panels) und brachten sie zum Leben und Leuchten.

Mit evolutionärer Rasanz mendelten sie sich in die Beletage eleganter Raffinesse, dank des immer schärferen Auflagen-Kriegs zwischen Joseph Pulitzer und William Randolph Hearst, die die amerikanische Presselandschaft beherrschten. Jeder versuchte den anderen mit Wochenend-Augenfutter zu übertrumpfen. Und so kam es Ende 1905 zu einem Eyecatcher der ganz besonderen Art: Am 15. Oktober startete in James Gordon Bennett Jr.s *New York Herald* ein bengalisches Feuerwerk: «Little Nemo in Slumberland» von Winsor McCay.

## Füllhorn an Einfällen

Mit barock-ornamentaler Wucht entfaltete McCay eine Traumwelt, die bis heute ohne Konkurrenz geblieben ist. Der besondere Witz der Serie, die bis 1911 wöchentlich erschien und ab 1924 bis 1927 in der *Herald Tribune* unter dem Titel «In the Land of Wonderful Dreams» weitergeführt wurde, ist die Grundidee: König Morpheus will unbedingt den kleinen Nemo als Spielgefährten für seine Tochter nach Slumberland holen.

Doch Nemo wird ständig daran gehindert und fällt am Ende jeder Folge erwachend aus seinem Bett. Fortsetzung nächste Woche. Die Hindernisse steigern Erwartung und Spannung, und prompt wurde McCay von der Kritik deshalb ein sexuelles Motiv unterstellt.

Der Weg zur Prinzessin ist jedenfalls ein Füllhorn an Einfällen und Farbspielen.

McCays Universum ist keine verkehrte Welt (wie bei «Alice hinter den Spiegeln»), sondern eine verzerrte. Proportionen geraten aus ihrer Fassung, Handlungen ausser Rand und Band. Im Gegensatz zum Grobianischen der damaligen Comics bestand McCays Sogwirkung aus

der die sexuelle Grundierung aufgreift: Ein Mädchen wird von seinen erotischen Träumen so lebhaft gepackt, dass es nicht mehr weiss, ob es sie nur geträumt hat. Und das jede Nacht. Der Psychoanalytiker muss helfen. Reichlich pikant.

## Charisma und Fluidum

Und nun hat der Belgier Frank Pé zum Klassiker gegriffen und seine Hommage mit «Little Nemo. Nach Winsor McCay» auf den Strich gebracht. Die Comics von Pé, bekannt durch Tier- und Zoogeschichten wie «Jonas Valentin» (im Original «Broussaille») – ein Student, der auf Reiseabenteuern mit sagenumwobenen Tieren konfrontiert wird –, leben von figürlicher Pracht. Auch «Zoo», ein Dreiteiler über einen Zoo im Ersten Weltkrieg, folgt dem Stil.

In seiner «Nemo»-Version stehen folglich Tiere im Zentrum, die den Knaben herausfordern und in seinen Träumen übermächtige Grösse annehmen. Böseartig werden sie natürlich nie. Selbst das legendäre Nemo-Bett, das immer längere Beine bekommt und davonstolziert, erhält bei Pé animalische Züge. Mit kühnen visuellen Effekten schöpft er aus dem Vollen, immer im spannungsvollen Dialog mit dem dekorativen Jugendstil McCays. Pé's Nemo-Abenteuer sind wilde Eskapaden, zeitgeistig mit McCays höfischer Eleganz ironisch experimentierend. Das macht den Charme von Pé's Bilderbuch aus.

Da stapft der Held mit Nemos zauseiligen Freunden auch mal durchs Zerrspiegel-Konzept. Mag Pé's Nemo abenteuerlustiger, selbstbewusster und älter wirken, seine Träume selbstbestimmter: Das Charisma und Fluidum des originalen Knaben ist erhalten geblieben. Den grafischen Rahmen, die Panels, die Nemos Existenz bestimmen, gibt es in Pé's Hommage nicht mehr. Die Welt ist frei, nach oben und unten, nach rechts und links – die Albträume und Ängste flottieren ohne Halt.



Tiere, die den Buben herausfordern...

spektakulären Grafiken, die häufig den Rahmen der Panels sprengten – als witziges Spiel mit der Strich-Existenz.

«Little Nemo» wurde so erfolgreich, dass ein Broadway-Musical und Filme entstanden. Bis heute ist der kleine Kerl eine erratische Figur, die Theater ebenso inspiriert wie Comic-Artisten. Eine erotische Variante stammt von Vittorio Giardino, «Little Ego» (1984), ein Comicstrip,





... und in seinen Träumen übermächtige Grösse annehmen: Pés Interpretation von Winsor McCay.



## Serie

# «Er war wie ein Tier»

Beatrice Schlag

**Zimmer 2806: Die Anschuldigung.** Der Fall Dominique Strauss-Kahn. Regie: Jalil Lespert. Vierteilige Doku-Serie. Netflix.

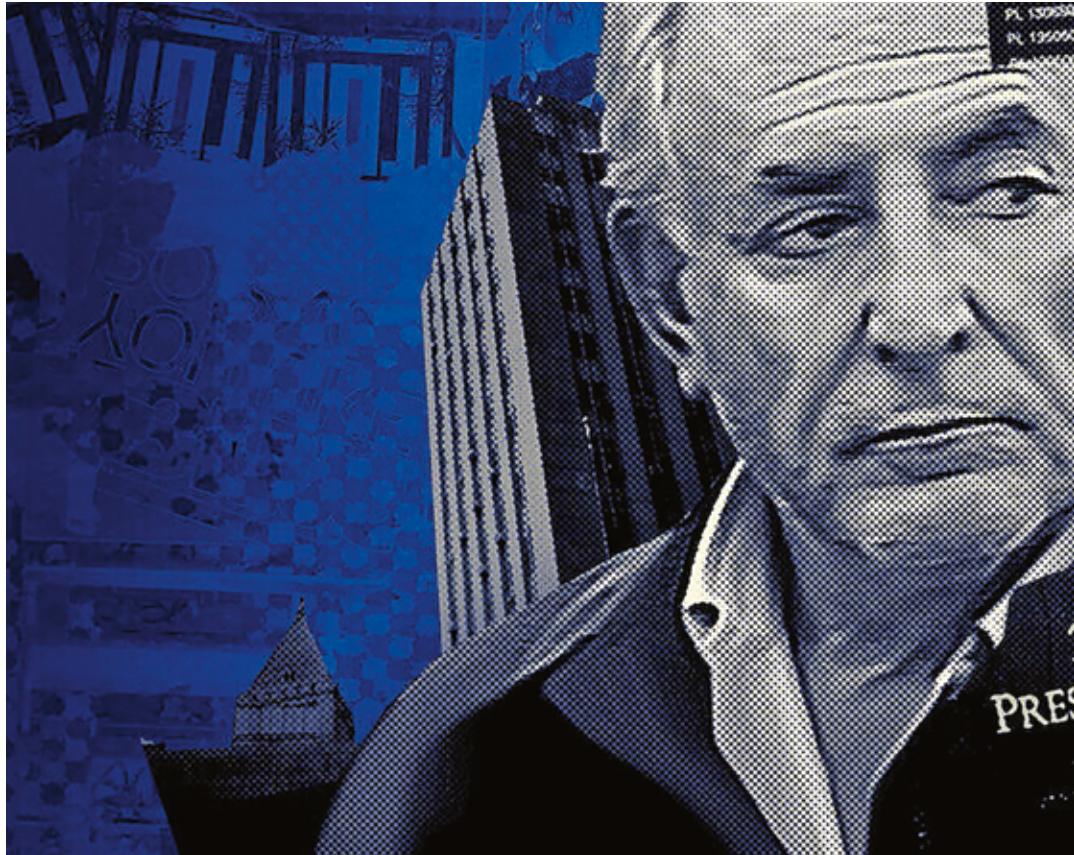
Am 14. Mai 2011 stürmt das schwarze Zimmermädchen Nafissatou Diallo so verstört aus der Suite 2806, dass Arbeitskolleginnen, die ihr auf dem Gang begegnen, die Security alarmieren. Die junge Diallo gilt als vorbildliche Mitarbeiterin. Den Sicherheitsleuten des Hotels «Sofitel» erzählt sie, dass sie von einem Gast in seinem Zimmer angefallen wurde, der sie auf den Boden warf und seinen Penis in ihren Mund zwängte: «Er war wie ein Tier.» Sie will keine Polizei, sie fürchtet um ihren Job. Sie will nur dringend die Zähne putzen. Schliesslich stimmt sie zu, Anzeige zu erstatten und ins Krankenhaus zu gehen.

Der Gast aus Zimmer 2806 reist, wenige Minuten nachdem das Zimmermädchen die Suite verlassen hat, ab. Ironischerweise ruft er nochmals im Hotel in Manhattan an, als die Beamten der Sittenpolizei gerade mit Nafissatou Diallo sprechen. Er bittet darum, man möge ihm sein im Zimmer 2806 liegengelassenes Handy nach JFK bringen, er warte in der Lounge von Air France auf den Flug nach Paris. Die Beamten rasen zum Flughafen und nehmen ihn fest.

### Wie jemand, der keine Grenzen hat

Im Speichel und auf der Bluse von Nafissatou Diallo waren Spuren von Sperma. Frische Samenflecken findet die Spurensicherung auch auf dem Teppichboden von Zimmer 2806. Diallos Knie und ihr Hals sind voller blauer Flecken. Bei der polizeilichen Gegenüberstellung erkennt sie den Mann auf Anhieb wieder. Zu Hause knipst die ledige Mutter den Fernseher an und erfährt aus den Nachrichten erstmals, wen sie des sexuellen Missbrauchs beschuldigt hat: Dominique Strauss-Kahn, als DSK bekannt, ist 2011 nicht nur IWF-Chef, sondern auch haushoher Favorit der Sozialistischen Partei Frankreichs für die Nachfolge des unbeliebten Staatspräsidenten Nicolas Sarkozy.

Die Handschellen-Bilder gehen um die Welt. Die Geschichte ist zu süffig. Grauhaariger Finanz-Zar fällt über schwarzes Zimmermädchen her. Fast jeder kann sich an die Geschichte erinnern. Falls Sie deren Ende vergessen haben: Es kam nie zum Prozess. Die Anwälte von DSK sagten, der Sex sei einvernehmlich gewesen. Das Gericht zweifelt daran, denn es gibt für Diallos Anschuldigung gute Indizien. Aber die Staatsanwaltschaft interessiert sich mehr für die widersprüchlichen Aussagen, die Diallo



«Ein brillanter Leader und ein aggressiver Mann»: Politiker Strauss-Kahn.

bei ihrem Einwanderungsantrag für die USA gemacht hat. Sie wird für nicht verlässlich befunden. DSK wird über das, was sich aus seiner Sicht in Suite 2806 abgespielt hat, gar nicht befragt. Der Fall endete mit einem Vergleich.

Strauss-Kahns strahlende Karriere ist danach trotzdem abrupt zu Ende. Wie es dazu kommen konnte, legt Jalil Lespert in seiner ebenso vielschichtigen wie behutsamen Doku-Serie dar, die zeigt, dass #MeToo nicht erst

### *Der Mann sah gut aus, war geistreich und hatte offenbar eine etwas grössere Libido als andere.*

mit dem Weinstein-Skandal begann. Die berühmte französische Libertinage, die vor allem männliche Freiheit zum ausserordentlichen Sex-Abenteuer bedeutet, wird noch weitgehend jovial geduldet. Dass DSK neben seiner Ehefrau Anne Sinclair zahlreiche Affären hatte, war in Paris nicht nur in politischen Kreisen längst bekannt. Wieso sollte er nicht? Der Mann sah gut aus, war geistreich und hatte offenbar eine etwas grössere Libido als andere.

Nach seiner öffentlich gewordenen Affäre mit der IWF-Ökonomin Piroska Nagy, die zu einer IWF-internen Untersuchung führte, sagte Anne Sinclair 2008, das sei doch ein Problem, das viele Paare hätten. Sie jedenfalls liebe ihren Mann «wie am ersten Tag». DSK entschuldigte sich beim IWF. Piroska Nagy schrieb in einem

Brief an den IWS, dass sie sich gezwungen gefühlt habe, obwohl die Affäre einvernehmlich gewesen sei: «DSK ist ein brillanter Leader und ein aggressiver Mann mit einem Problem, das ihn wahrscheinlich ungeeignet macht, eine Institution zu leiten, wo Frauen unter ihm arbeiten müssen.» Sie kündigte.

Das Gespräch, das Regisseur Lespert mit der Schriftstellerin Tristane Banon führt, ist das berührendste der Doku-Serie. Als 23-jährige Volontärin bei *Paris Match* trifft sie DSK 2002 zu einem Interview. Kurz danach ruft er sie an: Er habe mehr zu erzählen; als Treffpunkt schlägt er die Wohnung eines Freundes vor. Banon stellt ihre erste Frage, er beginnt sofort, sie abzugreifen. Er war «wie jemand, der nicht mehr wahrnimmt, was er tut, der keine Grenzen mehr hat, den seine Gewalttätigkeit erregt oder sogar amüsiert». Sie ringt mit ihm auf dem Fussboden und entkommt. Als sie neun Jahre später Diallos fast identische Aussagen liest, nimmt sie an einer Protestveranstaltung in Paris gegen DSK teil: «Die Welt muss verstehen, was das Wort «einvernehmlich» wirklich bedeutet. Wenn du nichts sagst, tolerierst du stillschweigend. Ich habe mich acht Jahre lang für jede Frau geschämt, die er nach mir ruinierte.»

DSK lehnte es ab, in der Serie aufzutreten – nach zahlreichen Vorgesprächen mit dem Regisseur. Drei Tage vor der Premiere von «Zimmer 2806» gab er über Twitter bekannt, dass er im kommenden Herbst in einem Dokumentarfilm seine Version der Fakten erzählen werde.





## Klassik

# Nicht cool, aber gefährlich

Thomas Wördehoff

Danjulo Ishizaka, Shai Vosner: Werke von Leo Janáček, Zoltán Kodály, Edvard Grieg. Onyx

Einer Musik einfach mal ins Unbekannte zu folgen, ist einer der erfüllendsten Zustände des Hörens. Darum ist das neue Album des deutschen Cellisten Danjulo Ishizaka ein wahres Wundermittel. Obwohl die Kompositionen, die der junge Musiker vorträgt, keinesfalls zum Mainstream des Repertoires gehören, schafft er es durch sein Spiel, dass man sich völlig der Musik und der Stimme des Instruments überlässt und sich so auf eine Entdeckungsreise in unerschlossenes Terrain begibt.

«Pohádka» (Erzählung), ein dreisätziges Stück für Cello und Klavier des Tschechen Leoš Janáček, beginnt mit der Abschiedsmelancholie einer untergehenden Nachmittagssonne. Klavier und Cello intonieren aus wechselnden Perspektiven – mal begleitet das Klavier, dann bereitet es den Weg für eine Kantilene des Cellos mit Entschiedenheit vor. Der israelische Pianist Shai Vosner und Danjulo Ishizaka korrespondieren mit traumwandlerischer Selbstverständlichkeit. «Trist und schön» könnte über «Pohádka» stehen, das Janáček nach dem Tod seiner

kleinen Tochter geschrieben hat. Heute würde man wohl sagen: Der Mann hatte den Blues.

«Um klassischer Musik etwas abzugewinnen zu können, braucht es den Willen, sich damit zu beschäftigen, zu lernen, zu verstehen und das Wirken der Musik auch zuzulassen», sagte Danjulo Ishizaka in einem Interview, deshalb sei es schwierig, junge Leute zu erreichen: «Klassik ist meist nicht <cool> genug.» Dem Satz ist hier ausdrücklich nicht zuzustimmen, denn Ishizaka widerlegt ihn mit dem Herzstück seiner CD auf atemberaubende Weise.

Der Ungar Zoltán Kodály schrieb seine «Sonate für Solo Cello, Opus 8» als Dreissigjähriger unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs. Das Einzige, was daran «uncool» sein könnte, ist allenfalls der Titel. Das, was zu hören ist, ist reines Explosivmaterial, pure Eruption, Elektrizität und Verzweiflung – bei gleichzeitiger Abwesenheit von jeglichem Kitsch. Zoltán Kodály legt sein Inneres mit jeder Phrase bloss, sei es, wenn sich die Musik in namenloser Wut empört (wie im 1. Satz), sei es, wenn die volksmusikalisch durchdrungene Komposition düstere Anzeichen von Fatalismus anklingen lässt.

Diese Musik beschreibt einen ähnlich unerhörten Ausnahmezustand, wie ihn Strawinsky ein paar Jahre zuvor mit seinem «Sacre du printemps» eingeleitet hatte. Doch Kodály hatte kein Orchester im Sinn – er schrieb für ein Cello, und zwar so kühn, dass man sich an Jimi Hendrix' ungebärdige Spielweise erinnert fühlt. So wie Hendrix seine Songs mit Blues-Themen unterfütterte, erdete Kodály seinen Cello-Monolog mit dem Puls der ungarischen Volksmusik. Ishizaka leugnet – bei aller Spielkultur – die Wildheit, das Rohe und Verstimmte dieser Einflüsse nicht ab. Er spielt ein waghalsiges Spiel, sein Instrument wird zur Faust, zur Waffe; damit bewahrt er Kodálys Werk vor jeglicher philharmonischer Bemühtheit. Dann wieder zupft er seine Klänge mit der unfehlbaren Leichtigkeit eines Kalligrafen, der seine Tintenspur selbstvergessen seinen fassungslosen Betrachtern hinterlässt. «Cool» mag das nicht sein – aber es glüht gefährlich.



## Alben für die Ewigkeit



Nirvana: Nevermind (1991).

Es gibt Alben, die verändern den Verlauf der Musikgeschichte. Das passierte 1991. Das Meisterwerk «Nevermind» mit dem wohl brilliantesten Album-Umschlag aller Zeiten fegte orkanmässig die ganzen überkandidelten Metal-Poser und sogar Michael Jackson von den Chart-Spitzen weg. Es war die ungeschminkte, dreckige Handgranate des Sängers und Gitarristen Kurt Cobain gegen das Verschwinden der Jugendkultur im Rachen der Grosskonzerne.

### Pop-Sensibilität

Das Kernstück «Smells Like Teen Spirit» ist ein schräges, peitschendes Gitarrenriff mit Akkordfolgen, die man so noch nie gehört hatte. Geladen mit der zynischen Refrainzeile: «Here we are now, entertain us». Dazu immer wieder eine auf die Spitze getriebene Dynamik, die gekonnt Laut und Leise, Aggression und Zurückhaltung zelebriert. Das alles tönnte frisch, unbändig und dreckig. In Cobains Kopf gab es, so Produzent Butch Vig, «diesen Widerspruch von Punk-Zorn und Entfremdung einerseits und einer verletzlichen Pop-Sensibilität andererseits. Bei «Teen Spirit» steckt diese Verletzlichkeit vor allem in seiner Stimme.»

Bald nach der Veröffentlichung des Albums im September 1991 wurde Cobains Drogenkonsum exzessiver, und es wurde eine bipolare Störung bei ihm diagnostiziert. Die Last des unerwarteten Ruhms lag schwer auf seinen Schultern. «It's better to burn out than to fade away», schrieb der übersensible Heroinsüchtige im Alter von 27 in seinem lesenswerten Abschiedsbrief, bevor er sich 1994 mit einer Selbstladeflinte das Leben nahm. Im Gegensatz zu vielen anderen Rockstars mochte er einfach nichts mehr vortäuschen.

Chris von Rohr

## Schlager

# Die Stimme des Wirtschaftswunders

Manuel Brug

Doch, sie könnte immer noch singen, altersweise, weniger Malagueña als Granny. Schliesslich hat sie von Kindesbeinen an nichts anders gekannt. Die Mutter ein berühmter Musikclown, der Vater Instrumentalist, die Artistenfamilie ständig am Tingeln. Auch in deutscher Kriegsgefangenschaft. Heiterkeit und Fröhlichkeit waren der Lebensinhalt von Caterina Valente, der Italienerin mit dem deutschen Pass, die seit Jahrzehnten schon in Lugano lebt und in der frühen Bundesrepublik das Fernweh schürte. Am 14. Januar wird sie neunzig Jahre alt.

«Die Valente», das ist ein Starname, der bis heute erinnerungssatt leuchtet. Sie hat sich durch Schlagerfilme gejuxt, gespielt, geträllert und getanzt, keine Fernsehshow ausgelassen, Hunderte von Platten besungen. Ihr «Popocatepetl-Twist», der «Habanero», das «Traumboot der Liebe», der «Itsy-Bitsy Teenie-Weenie Honolulu-Strand-Bikini» – das hat Schlagergeschichte geschrieben. Überall haben sie Catarina Valente geliebt, weil sie – «Tschau, tschau Bambina» – die Südsehnsucht der Nachkriegsgeneration schürte und sie immer ein bisschen mit nach Italien nahm. Bis hin zu ihrer letzten Live-Show 1996 in Leipzig, ihrer letzten Platte 2001 und einem Überraschungsauftritt 2003 im italienischen Fernsehen als Duettpartnerin ihres Sohnes.

### Ella Fitzgerald von Europa

Caterina die Grosse konnte loslassen, wusste, wann der letzte Vorhang fallen musste, die allerletzte Showtreppe zu beschreiten war. Schade ist freilich, dass sie so die erstaunliche Aufwertung ihres Künstlerlebens nicht mehr selbst kommentieren kann. Denn in den letzten zwanzig Jahren wurde auch nachwachsenden Generationen klar, dass Catarina Valente mehr konnte als nur «Liebe, Tanz und tausend Schlager» – so der Titel eines ihrer populärsten Filme.

Der burschikose, manchmal in seiner Unentspanntheit auch nervende Kinowirbelwind, der wirtschaftswunderoptimistisch verkündete: «Es geht besser, besser, besser», hatte eine grandiose Chansonkarriere in Italien, Frankreich, Japan, vor allem aber in den USA hingelegt. Sie trat in den grossen Fernsehshows auf, dort waren die vom Orchester Werner Müller in schnittigen Sound gekleideten Ernesto-Lecuona-Titel «Malagueña» und «The Breeze and I» ihre glamourösen Erkennungszeichen.

Caterina Valente sang polyglott und tanzte salonfähig, sie spielte diverse Instrumente und hatte eine weltläufige Persönlichkeit. Nur in den spiessigen Deutschlanden durfte das nicht sein, wollte man keine Häutungen, sondern

lange nur den knopfäugigen Schlagerknirps der Fünfzigerjahre. Inzwischen haben wir zur Kenntnis genommen, mit welchen Showgrössen von Perry Como bis Michel Legrand, Harry Belafonte, Dean Martin, Danny Kaye und Bing Crosby sie auf Augenhöhe duettierte.

Wir hören ergriffen, wie Chet Bakers melancholisch-mythische Trompete sie begleitet. Sie ist auch mit Sy Oliver und dem John Keating Orchestra zu erleben. Ihre Stimme konnte plötzlich rauchig-erotisch sein oder bühlensprengend stahlhart, sie beherrschte Latin und Tango, war eine Entertainerin, wie wir seit Marlene Dietrich keine mehr hatten oder sie jedenfalls nicht zur Kenntnis nehmen wollten. Caterina Valente war immer diszipliniert. Das ist ihr deutsches Erbe. Eigentlich müsste die Multi-begabte «Caterina Talente» heissen, manchen galt sie als Ella Fitzgerald von Europa: «Meine Eltern stammen aus Italien, ein Elternteil lebte in Schweden, der andere in Russland. Ich bin in Frankreich geboren, war verheiratet mit

einem Deutschen und lebe in der Schweiz.» Das selbsternannte «Gulasch» spielte genauso virtuos Gitarre, wie es temporeich steppete. Mehr als zehntausend Auftritte absolvierte Valente in ihrer geschäftigen Karriere. Sechs Sprachen spricht sie, in dreizehn hat sie gesungen,

*Mit Showgrössen von Harry Belafonte bis Bing Crosby duettierte sie auf Augenhöhe.*

dabei mit versatiler Leichtigkeit und bester Gesangstechnik mehr als ein halbes Dutzend musikalische Genres durchtänzelt – Schlager, Jazz, Swing, Scat, Blues, Chanson, Bossa nova.

Insgesamt hat die musikalische Weltbürgerin 1400 Titel auf Tonträger aufgenommen, eine rekordverdächtige Zahl. Sie hatte Top-Ten-Hits in den USA, in Japan, Deutschland, Österreich, der Schweiz, Italien, Frankreich und England. Dass darunter einiges an kommerzieller



*Musikalisches Glückskind: Multibegabte Valente.*



Konfektionsware war – geschenkt. Handwerklich war die Valente immer eine Perfektionistin, die sich akribisch auf ihre Auftritte vorbereitete. Wenn sie zur Plattenaufnahme ins Studio ging, hat sie die Sache in der Regel einmal gesungen – und es hat gepasst. Man hat sie «Mrs. One-Take» genannt.

Petula Clark, Dusty Springfield, Barbra Streisand, Doris Day, Astrud Gilberto, Sarah Vaughan, Dionne Warwick – das alles war die Valente in einer Vokalperson, und dabei blieb sie sie selbst. Nur Billie Holidays selbstzerstörerische Traurigkeit war diesem musikalischen Glückskind fremd. Catarina Valente selbst hat einmal so Bilanz gezogen: «Ich habe alles gemacht, was ich machen wollte, einiges besser, anderes schlechter – wie jeder, glaube ich. Aber im Grossen und Ganzen bin ich mit meiner Arbeit sehr zufrieden.» Wir sind es auch.

## Pop

# Dichter, Denker, Rapperinnen

Anton Beck

Badmómzjay: 18. Vertigo Berlin. 2020

Aus dem Land der Dichter und Denker ist das Land der Rapper geworden. Kaum woanders floriert die Musikrichtung so wie bei unseren nördlichen Nachbarn. Doch so häufig sie aus dem Internet über Boxen ins kollektive Gedächtnis rieselt, so selten ist Rap-Musik solide genug, um zu überzeugen. Eine, die auf dem besten Weg ist, eben das zu schaffen, ist die Berliner Badmómzjay, bürgerlich Josy Napieray. Mit feuerroten Haaren, langen, künstlichen Fingernägeln und frechen Sätzen wie «Zeigt die ihre Titten? Sieht man ihre Nippel? Du denkst, das ist 'n wichtiges Problem? Tief geschnitten». So machte sie sich in der Szene einen Namen und versprach gar, «wegen mir hört Shawty wieder Deutschrap».

Mit «Supernova» kam dann die erste Punktlandung, der erste Hit, einfühlbare Synthi-Töne und ein Text über den abwesenden Vater, ein Text, der unter die Haut geht. Direkt und bildreich, seltsam literarisch: «Schon okay, nein, du fehlst mir nicht / Wie sollst du fehl'n, wenn du nicht Teil von meinem Leben bist?» Da steht sie dann, mit gerade einmal achtzehn Jahren, blickt auf eine leere Oper, rappt «Wusste immer, wie man Mama, doch nicht Papa malt / Mal' dich rabenschwarz, denn du warst nicht da» und lässt sich von ihrer Mutter umarmen.

Tiefe Wunden hat sie, und sie kann ihnen auch Worte verleihen, mehr als nur gut, aber eigentlich ist Badmómzjay kein Kind von Traurigkeit. Zumindest gibt sie sich nach aussen nicht so, sondern tritt in die Fussstapfen anderer

berühmter Deutschrapperinnen, besingt wie Shirin David oder Loredana ihren Reichtum, ihren Körper und objektiviert – auch das gehört dazu – das andere Geschlecht, die Männer. Und Frauen. Denn Badmómzjay zählt sich zur LGBTQ-Szene, benutzt gerne das Regenbogenfahnen-Emoji und macht dann eben anstatt den Freund oder die Freundin anderer gleich beide an: «Nimm mir dein Girl oder Boyfriend.»

Sonderlich viel ist ihr nicht heilig, die Monogamie ohnehin nicht und, wie sie kürzlich mit einem Weihnachtssong besang, nicht mal das Fest der Liebe: «I've been a bad bitch, Santa, and I won't stop.» Was Badmómzjay besonders macht, ist die ungewöhnliche Mischung, die sie an den Tag legt. Die Stimme klar, ohne Autotune, ein bisschen wie in den frühen Neunzigern, und doch Melodien, die nicht zeitgemässer sein könnten, die schnell und eingängig, vor allem aber leicht daherkommen und auf den ersten Blick so gar nicht zu den heftigen Texten passen.

### «Streams, Cash, klingelingeling»

Da klingen dann tröpfelnde Xylofontöne zu Versen wie «Jordy!!! Und jetzt halt bitte einfach deine Fresse!». Sich so jung so tough zu geben, das vermag ausser der rothaarigen Berlinerin zurzeit keine Musikerin, weder andere Rapper noch internationale Popstars wie Billie Eilish. Badmómzjay weiss sich als junge Frau durchzusetzen in dieser männerdominierten Szene.

Vielleicht sind die Zeiten einfach zu ernst für Dichter und Denker, vielleicht braucht das Land im Norden Rapper, die die Dinge beim Namen nennen – und noch mehr Rapperinnen, tough, junge Frauen, die sich nicht einschüchtern lassen, die sich selbstbewusst und breitbeinig hinstellen, als sei es das Natürlichste der Welt. Oder wie Badmómzjay es sagen würde: «Sie schieben Krisen, klingelingeling / 24/7 Hustle, immer noch mein Ding / So viele Streams, Cash, klingelingeling / Rappe nur ein Jahr und alle wissen, wer ich bin.»



Das Natürlichste der Welt: Badmómzjay.

## Jazz

# Haus der vier Elemente

Peter Rüedi

Border 4tet (Danilo Moccia, Marco Bianchi, Stefano Dall'Ora, Silvano Borzacchiello): Different Roads. Altrisuoni AS 352

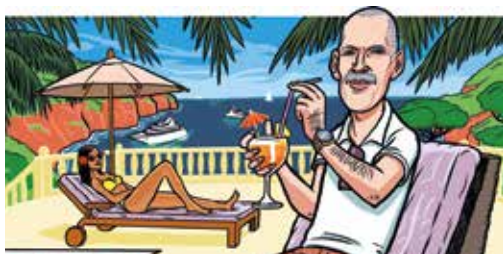
Beim Wein gibt es die Maxime «Drink local, think global». Sie gilt nicht einmal für den Weingenuss ganz, und auf die Musik lässt sie sich erst recht nur bedingt übertragen. Und dennoch: Was Christian Gilardi seit 1993 auf dem Tessiner Label Altrisuoni ins Werk gesetzt hat, ist genau das: bestimmt durch sensible Verantwortung für das Naheliegende und gleichzeitig einen globalen Horizont.

Heute ist Altrisuoni Teil der Produktions- und Vertriebsgesellschaft PBR Records in Roche bei Montreux. Bis 2016 baute Gilardi von Manno aus zunächst der Tessiner Szene ein Schaufenster, erweiterte dann den Katalog allmählich in konzentrischen Kreisen nach Italien, in die gesamte Schweiz, nach Frankreich, die Grenzen auch stilistisch überschreitend. Dafür steht beispielhaft die Musik des Border 4tet, eines Projekts von zwei gebürtigen Tessinern und zwei Musikern aus der insubrischen Nachbarschaft, dem aus Varese stammenden Bassisten Stefano Dall'Ora und dem in Como ausgebildeten Vibrafonisten Marco Bianchi.

Die beiden Schweizer in diesem gleichseitigen Viereck sind der Posaunist Danilo Moccia und Drummer Silvano Borzacchiello. Die CD heisst nach einer Komposition von Moccia «Different Roads» («Strade Diverse»). Ist schon die Kombination von Vibrafon und Posaune eine Rarität in der Geschichte des modernen Jazz (die Partnerschaft von J. J. Johnson mit Vic Feldman ist eine davon), ist diese kammermusikalische Kostbarkeit insgesamt eine Art Haus der vier Elemente, dementsprechend spannungsvoll und umfassend (und durchaus auch mit gelegentlich wechselnder Rollenverteilung): das Feuer von Moccias mal lodender, mal warm glimmender Posaune (Moccias Spiel ist nicht nur in seinen schon fast legendären Duos mit Paul Haag in der Formation Two-bones J. J. Johnson verpflichtet, er beherrscht wie sein grosses Vorbild sowohl die fulminant virtuoseren Register wie die Kunst der Ballade); die glänzend fließende Eleganz von Bianchis Vibes und Marimba; der erdige Kontrabass von Dall'Ora; die transparent luftige Perkussion von Borzacchiello.

Die Musik entfaltet sich mit viel Raum für kluge Improvisation zwischen rockig geerdeter Polyrythmik, wunderbar gelassener Balladen-Erzählkunst und nie geschwätziger Beredsamkeit. Stark und zart, heftig und subtil.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT MvHs Januar-Blues Mark van Huissingling

Regelmässige Leser wissen es schon: Ihr Kolumnist ist kein Herbsttyp. Und bei dieser Gelegenheit eine News – auch der Januar ist sein Monat nicht. Wahrscheinlich geht es nicht bloss mir so, am ersten Arbeitstag dieses Jahres um 8.15 Uhr – kein Klischee, sondern ein Fakt – war das Tram, das ich wie immer benutzte, um in mein *out-of-home office* zu gelangen, leer wie meine E-Mail-Inbox in den vergangenen Tagen. Klar, wozu sollte man zurzeit das Haus verlassen, wenn man nicht unbedingt muss? Restaurants haben geschlossen beziehungsweise bieten bloss Take-away an, nicht mal Yoga- oder Fitnessstudios sind offen, sogar der Meditationskurs, den ich im Januar absolvieren wollte, wurde in den sogenannten virtuellen Raum verlegt. Und dann habe ich noch gar nicht vom Hochnebel geredet, der voraussichtlich bis Ende März auf die Stimmung in Zürich drücken wird wie ein Alb auf die Brust eines Schläfers.

Womit wir zur guten Nachricht gelangen: Es kann nur besser kommen – und es wird. Pandemiemässig werden Impfungen, die ab sofort (oder jedenfalls schon bald) überall, wo es sich die Länder respektive Menschen leisten können, im grossen Stil stattfinden werden, die Lage nachhaltig verbessern. Wie bitte, Sie haben gelesen, die Schweizer Corona-Impfkampagne starte mit Problemen, weil es «an Stoff mangelt» (*NZZ am Sonntag*)? Mag sein, aber warten Sie einen Augenblick. Und vergessen Sie in dieser Zeit nicht: Journalistinnen und Journalisten lieben scheinbar schreckliche Lagen. Weniger weil sich *bad news* besser verkaufen (so denken Verleger), sondern mehr, weil man sich als Überbringer schlechter Nachrichten wichtiger vorkommt (MvH weiss, wovon er schreibt). Das *big picture*, das grosse Ganze, präsentiert sich also eigentlich in hellem Licht. Im Frühling, der bestimmt kommt, dürf-

te das Leben wieder normal und somit gut sein. Doch die drängende Frage zurzeit lautet: Wie verbringt man die Tage bis dorthin angenehm und idealerweise sinnstiftend? Die ehrliche Antwort: Keine Ahnung, ich bin Kolumnist, nicht Lebensberater. Und als solcher zuständig für Eskapismus, kleine Fluchten.

Ich höre werktäglich (ausser dienstags, dann bin ich ganz Ohr für meinen Kleinen) die «The Do!! You!!! Breakfast Show» auf NTS Radio, dem Londoner Online-Sender/der Medienplattform. Einverstanden, die Schreibweise mit den vielen Ausrufezeichen ist unreif; empfehlenswert hingegen sind die Moderation (*hilarious*, urkomisch) und die Musikauswahl (breit, richtig breit) von Charlie Bones. Mittwochs ist Jukebox, dann dürfen, besser: müssen Hörer ein Lied, das sie wünschen, zuerst selbst singen (das ist vielleicht auch Ihre Chance). Die Zeit, sagt man, vergeht wie im Flug, wenn man Spass hat, und das hat man von 10 Uhr bis zum (Take-away-)Mittagessen um 13 Uhr. Lange Nachmittage verkürzt die sieben Stunden dreissig Minuten dauernde Spotify-Playlist «S/FJ: 2020» von Sasha Frere-Jones, dem früheren Musikkritiker des *New Yorker*; die 104 Stücke fassen das vergangene Musikjahr gut zusammen.

Zurzeit schaue ich mir «Teheran» an, eine achteilige Spionageserie, die etwa auf Apple TV+ erhältlich ist, und empfehle sie. Falls jemand nun einwendet «Hab ich längst gesehen, ist alt» oder so, erwidere ich: Man sollte a) nur abends und b) nicht täglich, sondern höchstens jeden zweiten Abend das tun, was man früher

*Womit wir zur guten Nachricht gelangen: Es kann nur besser kommen – und es wird.*

«fernsehen» nannte – die Partnerin/der Partner, falls man eine(n) hat, verdankt es einem möglicherweise; da bin ich konservativ. Darum und weil man sozusagen nie mehr einen trifft, der die gleichen Serien schaut, spielt's keine Rolle, dass die Folgen in Israel bereits im Juni 2020 und auf Apple TV+ ab September gezeigt wurden.

Die Abende dazwischen nutze ich zum – Romane lesen. Die drei letzten: «The Glass Hotel», «Utopia Avenue» und «Blacktop Wasteland». Den erstgenannten, von Emily St. John Mandel, über die unübliche Trophäefrau eines Finanzbetreibers fand ich überraschend und originell; den

dritten, einen Krimi/Thriller von S. A. Cosby, nicht überraschend und unoriginell, superspannend und lesenswert dennoch. «Utopia Avenue» von David Mitchell schliesslich, in dem es um den Aufstieg einer Band in London und New York Ende der 1960er Jahre geht, fand ich so dünn, gesucht und schlecht, dass mich bloss die Hoffnung beim Buch hielt, der Autor von «Cloud Atlas» werde die Kurve noch kriegen und die Story miraculös irgendwie retten (er tat es nicht).

Morgen fahre ich wieder nach Laax, nebenbei erwähnt. Dort ist man dem blauen Himmel näher.



## UNTEN DURCH Millimeterschnitt Linus Reichlin

Mein Freund Bruno rief mich an, um mir zu erzählen, dass sein Coiffeur ihm für sein volles Haar ein Kompliment gemacht hatte. Ich kann mich noch sehr gut erinnern, wann ich zum letzten Mal beim Coiffeur war: im Frühling 1992. Und ich weiss auch noch, was der Coiffeur zu mir sagte, nämlich: «Ich freue mich ja, dass Sie immer noch kommen. Aber ganz ehrlich gesagt, könnten Sie das auch selbst machen.» Er meinte den Millimeterschnitt mit dem elektrischen Haarschneider. Mit seiner Bemerkung zerstörte mein Coiffeur die Illusion, dass es sich beim Millimeterschnitt um eine modische Kurzhaarfrisur aus Italien handelte und nicht um eine Flucht nach vorn.

Natürlich ging ich nie wieder hin. Ich machte es mir von jetzt an selbst, in der Einsamkeit meines Badezimmers, mit einem billigen Secondhand-Haarschneider aus Beständen der Sowjetarmee, die gerade aufgelöst worden war. Die Zeitspanne, in der ich volles Haar besass, hatte also 1958 mit der Ernennung Nikita Chruschtschows zum Vorsitzenden des Ministerrats



der Sowjetunion begonnen und endete 34 Jahre später mit der Auflösung der UdSSR. Auf meinem Kopf sah es nun aus wie in den Regalen der letzten kommunistischen Lebensmittelläden: viel Leere, und dazwischen ein paar Dinge, die keiner will. In meinem Fall waren das allein-stehende Haare, die aussahen wie die letzten Überlebenden einer geschlagenen Armee, die auf der Suche nach ihrer Kompanie über eine leere Tundra stolperten. Selbst wenn ich sie auf einen Millimeter runterkürzte, sahen sie noch mitleiderregend aus. Damals erkannte ich, dass Haare soziale Geschöpfe sind, die in grossen Gemeinschaften leben wollen. Erst in der Masse entfalten sie die Pracht, die wir so bewundern.

Ausserdem scheint es bei den Haaren, ähnlich wie bei Bäumen, das Phänomen des Angst- oder Ersatztriebs zu geben: Sind die Haare auf dem Kopf vom Aussterben bedroht, bilden sich, um die Verluste auszugleichen, Haarkolonien in den Ohren, auf den Ohrmuscheln und in den Nasenlöchern, wo sie eine beträchtliche Länge erreichen. Aber schön sieht das nicht aus. Deshalb musste ich mir auch noch einen speziellen Nasenhaarschneider anschaffen. Und natürlich las ich sämtliche Fachliteratur zum Thema androgenetische Alopezie. Ich verschlang amerikanische Studien, die bewiesen, dass die Glatze von Frauen als Zeichen der Grösse, Achtung und Macht betrachtet wird. Chinesische Studien, die das genaue Gegenteil bewiesen, zerriss ich in kleine Fetzen, die ich in einem Couvert an die chinesische Botschaft in Bern schickte.

Zu meiner Bibel wurde das Buch von Dr. Grigori Orlov, einem ehemaligen General der Sowjetarmee, der eine Ernährungstherapie zur Bekämpfung des männlichen Haarausfalls entwickelt hatte: viel Schweinefett, viel raffinierter Zucker. Und tägliches Einreiben der Kopfhaut mit seinem Haarmittel Hairkules. Ich nahm in fünf Wochen elf Kilo zu und stellte fest, dass Hairkules, wenn man es oral zu sich nahm, dieselbe Wirkung hatte wie Wodka. Am Ende der Orlov-Kur war ich ein fetter, versoffener Glatzkopf, der mit der Hairkules-Flasche in der Hand in einen Coiffeursalon reintorkelte und rief: «Einmal Haarschneiden *gopfertammi!* Vorne kurz, hinten lang, aber subito!» Doch wenn ich dann den Coiffeur bis zu den Knöcheln in Unmengen von Männerhaaren stehen sah, ging ich wieder raus und weinte am Strassenrand, bis die Polizei kam.

«Also behalt die verlogenen Komplimente deines Coiffeurs gefälligst für dich!», sagte ich

zu Bruno. «Oje», sagte Bruno, «tut mir leid, ich habe ganz vergessen, wie schlimm das für dich sein muss.» Nach einen Moment des Nachdenkens fragte er: «Aber wieso verlogene?» – «Weil er doch nur befürchtet», sagte ich, «dass du dir eine Haarschneidemaschine kaufst und er einen weiteren Kunden verliert, der begriffen hat, dass es Zeit ist für den Millimeterschnitt.» – «Das sind doch bei mir nur kleine Geheimratsecken», sagte Bruno, «das kann man wieder aufforsten. Frauen finden Geheimratsecken attraktiv! Und jetzt gib mir eine Flasche von diesem Hairkules!»



## FAST VERLIEBT Junge Liebe und der Weltuntergang Claudia Schumacher

Vor einem Jahr, bevor Corona so richtig loslegte, meinte eine meiner jüngsten Freundinnen, sie müsse sich unbedingt von ihrem Freund trennen. Alle in ihrem Umfeld nickten, ich auch. Für mich war nicht mal ausschlaggebend, dass der Typ einen gekringelten (!) Schnurrbart trug, sondern dass er ihr ständig Kummer bereitete. Sie sagte, dass sie ihn nicht wirklich liebe. Also zog sie einen sauberen Schlusstrich und suchte weiter?

Leider nein. Obwohl meine Freundin erst Anfang zwanzig ist, klebt sie an dem Typen, als wäre sie Ende siebzig und er die letzte Cola in der Wüste. Gerade hat sie sogar Weihnachten bei seiner Familie verbracht. Die Sache scheint enger denn je. «In diesen Zeiten ist Trennung für mich keine Option», sagt sie plötzlich – als gäbe es jemals die richtige Zeit, um in der falschen Beziehung zu leben. Mit ihrem ängstlichen Paarungsverhalten steht meine Freundin anscheinend nicht allein da. Die kanadische Dating-Plattform «Plenty of Fish» hat 2000 Sin-

gles befragt und stiess dabei auf ein neues Phänomen, das sie «apocalypsing» nennt. Kurz gesagt, suchen viele Junge nicht mehr richtig nach Liebe, sondern nehmen einfach die nächstbeste Person, gaukeln sich Gefühle vor, überspringen die Kennenlernphase und reden erstaunlich schnell über die ernstesten Themen: zusammenziehen, heiraten, Kinder kriegen. Sie sind blutung – glauben aber, es ist fünf vor zwölf. Unter den Angehörigen der Generation Z bekannte sich laut der Plattform ein Drittel zu diesem speziellen Paarungsverhalten. Während sich die Generationen vor ihnen durch eine gewisse Bindungsängstlichkeit auszeichneten, scheinen sich die Jüngsten panisch in Beziehungen zu stürzen – auch wenn es gar nicht passt. Die Torschlusspanik setzt irritierend früh ein.

Eine befreundete Hochschullehrerin erzählte mir neulich, die zwanzigjährigen Studenten seien allgemein extrem verängstigt. Vor allem unter den jungen Frauen habe mittlerweile fast jede eine regelrechte Angststörung. Mich wundert das. Wenn ich vor ein paar Jahren die Teenagerkinder älterer Kollegen sah, war ich oft fasziniert von ihrem Selbstbewusstsein, das mir überaus hoch erschien. Doch die Klimakrise und die Pandemie scheinen die Jungen tief zu verunsichern. Offenbar ist aus der neuen Weltuntergangsangst auch ein Hang zu Schnellschüssen, Fatalismus und Klebrigkeit in Liebesdingen entstanden.

Aber was, wenn die Welt eben doch nicht untergeht – wieder mal? Wachen die Jungen dann im falschen Leben auf, in lieblosen Ehen, ohne sich vorher auch nur ausgetobt zu haben? Weil sie glaubten, sie hätten keine Zukunft?

Das ist halt leider das Problem mit der Zukunft: Wer nicht mehr an sie glaubt, der hat auch keine.



# Der Baum am Ende der Welt

Als ich den Wald betrat, rief ich: «Hallo, Wald!» Und der Wald antwortete mit kräftiger, universeller Stimme: «Hallo, Michael!»



*Einsam und tapfer: Sitka-Fichte auf Campbell Island.*

Ich habe noch nie einen Baum umarmt, und Menschen, die regelmässig dem Waldbaden, wie man diesen Zweig der Zärtlichkeit nennt, frönen, hielt ich für ungefähr so intelligent wie eine Fichte, die sicher nicht zu den klügsten Bäumen zählt. Die Fichte in ihrer Glanzlosig- und Häufigkeit entspricht im Gehölz menschlicher Gesellschaften der unteren Mittelschicht, die sich durch vieles auszeichnen mag, aber nicht durch überdurchschnittliche kognitive Fähigkeit.

Ich mag Wälder. Ich verdanke dem Schwarzwald eine fast mystische und übersinnliche Erfahrung. Ich befand mich auf dem Westweg von Pforzheim nach Basel, das sind 285 Kilometer, ungefähr in der Hälfte, und die Hälfte ist dort, wo die Psyche vielmehr zur Problematik wird als die Muskulatur. Auf dem Schwarzwaldkamm packte ich mit klammen Fingern vor Tau und Tag mein Zelt und meine Sachen ein, brühte Kaffee und ass einen Energieriegel, lief los mit matschigem Hirn und tönernen Füßen, es war sieben Uhr früh. Nebel hing in der offenen Landschaft, die Sonne noch im Nirgendwo. Bald kam der Wald, versunken in einem Dunst, der die ersten Sonnenstrahlen reflektierte und eine Welt schuf, die wie ein Kosmos war. Als ich den Wald betrat, rief ich: «Hallo, Wald!» Und der Wald antwortete mit kräftiger, universeller Stimme: «Hallo, Michael!» Ich vergesse das nie, auch, weil ich mich selten, ja, real und eins mit allem gefühlt habe.

Unlängst spazierte ich durch einen dieser dressierten Vorstadtwälder Basels, in der Hoff-

nung, der Isolation des Shutdowns wenigstens für Momente weglaufen zu können – und meiner Familie auch, weil bei aller Liebe die Nähe doch gelegentlich schwerer lastet als eine Eiche auf der Erde. Ich war dort, weil ich zuvor Goethes Gedicht «Selige Sehnsucht» mir wieder einmal gegeben habe, und beim zweitletzten Vers stockte mir wie beim ersten Mal lesen erneut der Atem: «Keine Ferne macht dich schwierig, kommst geflogen und gebannt, und zuletzt, des Lichts begierig, bist du Schmetterling verbrannt.»

## Nachmittag im «Groucho Club» in Soho

Es sind keine Zeiten für die Schmetterlinge unter uns. Es scheint, als ob der Zauberstaub auf unseren Flügeln schwerer geworden ist als all das Blei dieser Erde und uns auf der Erde hält, wo wir doch nur schwer Wurzeln schlagen können.

Ein paar Schritte später erinnerte ich mich an John Niven, den britischen Schriftsteller, und den Nachmittag im «Groucho Club» in Soho, als wir über das späte Vaterwerden sprachen, dieses Leben mit der unbezahlbaren Liebe eines Kindes, das aber dennoch einen Preis hat (Fremdbestimmung, Windelwechseln, Dauerputzen). «Yeah», sagte John, «das ist so. Aber hey, *it's fucking life.*»

Ich hoffte, in diesem Wald einen Weg zu finden zu dieser Attitüde des *it's fucking life*, und ich dachte: Ja, Bahnerth, das packst du. Da sah

ich eine Frau einen Baum umarmen, ganz verzückt mit dem Blick entrückt. *It's fucking life*, dachte ich, das macht Corona aus uns.

## «Wie machst du das?»

Zu Hause umarmte ich, doch ein wenig zu deren Erstaunen, kräftig meine Familie, verzog mich in mein Büro, legte Goethe beiseite und wurde das entrückte Gesicht dieser Frau nicht los. Später ging ich unbemerkt in den Garten, umarmte die Fichte dort, das fühlte sich spröde an. Ich versuchte es mit der Linde, aber deren Stamm ist so dick wie eine bulgarische Gewichtheberin in der Off-limits-Klasse. Mir wurde klar, dass ich einen Baum finden müsste, der im Einklang mit meiner Seele schwingt.

Ich hab einen Baum gefunden, und ja, es ist eine Fichte, eine Sitka-Fichte, die grösste in der Fichtenfamilie. Das Problem ist, dass sie weiter weg scheint als der nächstgelegene Stern. Sie ist in Neuseeland auf der subantarktischen Campbell-Insel verwurzelt, sie steht dort ganz alleine, die nächste Fichte steht 220 Kilometer weiter weg auf einer anderen Insel. Die Campbell-Fichte ist der einsamste Baum der Welt, der tapferste auch.

Ich glaube, wir könnten Freunde werden. Oder die Fichte mein Freund, weil ich glaube, dass ich viel mehr von ihr als sie von mir lernen könnte. Ich würde zu ihr hingehen, sie umarmen, vielleicht auch nur zärtlich auf den Stamm klopfen, und fragen: «Wie machst du das?»



# Christliche Werte bedeuten ihr viel

Hanny Summermatter, 46, leitet seit zwölf Jahren das Sekretariat der CVP Oberwallis – auch ohne das C.

**2**9 Jahre, so lange arbeite ich schon im Büro der gleichen Autogarage. Ich begann 1992, nach der KV-Ausbildung, und blieb bis heute. Ich wollte immer ins Büro, ich wollte mit Menschen zu tun haben, etwas Soziales; Team und Kundenkontakt gefallen mir denn auch am besten. Ich bin zufrieden, wo ich bin.

Vor zwei Jahren bildete ich mich zur Sterbegleiterin weiter. Ein Jahr lang. Meine Kollegin dachte, ich sei geeignet dafür, also wagte ich es. Ich mag ältere Menschen, bin offen und geduldig. Es war ein Herzensprojekt, auch wenn ich anfangs nervös war. Sterbende sind dankbar, nicht alleine einschlafen zu müssen, Angehörige schätzen die Entlastung. Seither verbringe ich oft Nächte in Altersheimen, Spitälern, ja sogar mitten in den Familien. In diesen Momenten relativiert sich fast alles, mancher Alltagsärger wird unbedeutend.

## Plötzlich Gemeinderätin

Ich bin ein Vereinsmensch. In St. Niklaus, wo ich aufwuchs, spielte ich Volleyball, war Präsidentin des Fussballvereins, sang im Kirchenchor Herbriggen und spielte Trompete in der Guggenmusik. In Binn, wo ich seit zwölf Jahren mit meinem Lebenspartner wohne, singe ich die Altstimme im Kirchenchor, bin Feuerwehrfrau, Mitglied im Skiliftvorstand und lese in der Messe. Christliche Werte bedeuten mir viel, wie auch Traditionen. Wer in einem Dorf wohnt, muss auch etwas für die Dorfgemeinschaft tun.

Mitte zwanzig fragte mich die CVP St. Niklaus für den Gemeinderat an. Obwohl bei uns in der Familie Politik nie ein Thema war, sagte ich zu. Wir waren eine einfache Familie mit fünf Kindern. In der Freizeit führten wir einen Landwirtschaftsbetrieb mit Schafen. Liefern war wichtiger als *lafern*: Werte, die auch die CVP lebt. Ich dachte, mich wählt eh niemand – als Frau, dazu jung. Es kam anders, und so nahm ich blauäugig Einsitz im Gemeinderat.

Die Herausforderung war grösser als erwartet. Als Mensch, der gerne allen alles recht macht, umso mehr. Ich realisierte schnell, dass dies in der Politik unmöglich ist. Ideen und Projekte kommunal umzusetzen, Leute kennenzulernen, die spannenden Wahlen und Abstimmungen – all das war sehr interessant, aber nur mit der nötigen Gradlinigkeit möglich. Heute bin ich Gemeinderätin in Binn. Irgendwann klopfte die CVP Oberwallis an. Eine Par-

teisekretärin war gesucht. Sekretariatsarbeiten und die Finanzen sind mein Tätigkeitsgebiet. Zwölf Jahre sind seither vergangen, in denen ich Protokolle schrieb, E-Mails beantwortete, das Mitgliederverzeichnis führte und Gewählten, Mitgliedern und Sympathisanten zuhörte. Ich arbeite meist mittags, abends oder samstags. Kürzlich, bei den Gemeinderatswahlen, gab es mehr zu tun, und es brauchte den Sonntag. Dies stimmt für mich, es macht mir Freude. Ich lerne spannende Leute kennen und er-



«Ich werde bleiben»: Summermatter.

lebe wunderschöne Momente. Etwa, als Viola Amherd Bundesrätin wurde. Den Moment und die Freudentränen im Bundeshaus, als sie erstmals mit ihrem Weibel die Treppe hinunterlief, werde ich nie vergessen.

## Über 80 Prozent sind dagegen

Die meisten Reaktionen hatte ich in letzter Zeit wegen der C-Diskussion. Mehr als 80 Prozent unserer Mitglieder sind gegen die Namensänderung. Auf der Strasse und an den Versammlungen war dies ein grosser Diskussionspunkt. Christliche Werte sind bei uns keine Worthülse. Viele unserer 1200 Mitglieder drohen, sie würden austreten, sobald das C weg sei. Ich aber werde bleiben. Als Mitglied. Als Parteisekretärin. Und wer weiss, vielleicht auch wieder einmal in einem gewählten Amt.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



## THIEL

### Lotto

**Pfarrer:** Herr, segne diese Zahl. Es ist die Sieben. Das ist eine biblische Zahl. Abraham hatte sieben Söhne.

**Metzger:** Gesegnet sei der Herr!

**Arzt:** Herr, wir lobpreisen dich.

**Gemeineschreiber:** Seid ihr sicher, dass ein Lottomatch in der Kirche legal ist?

**Pfarrer:** Dies ist ein Gottesdienst, und Gottesdienste mit bis zu fünfzig Beteiligten sind erlaubt. Die nächste Zahl ist die Zwölf. Denkt an die zwölf Apostel.

**Metzger:** Halleluja.

**Gemeineschreiber:** Für mich ist das ein Lottomatch.

**Pfarrer:** Wir erheben uns zu einem Jodel.

**Gemeineschreiber:** Ich dachte, wir dürfen nicht mehr singen.

**Lehrer:** Wir sind ein Jodelverein, und in einem Jodelverein wird gejodelt.

**Pfarrer:** Toni, wo sind die psychiatrischen Gutachten?

**Psychiater:** Ich verteile sie gleich. Prüft bitte alle, ob die Namen stimmen.

**Gemeineschreiber:** Hier steht, ich hätte eine schwere Zwangsneurose.

**Metzger:** Ich auch. Was heisst das?

**Psychiater:** Das heisst, wir müssen jodeln, um nicht krank zu werden.

**Pfarrer:** Wir jodeln jetzt zu therapeutischen Zwecken und um den Herrn zu loben.

**Lehrer:** Kurt, zieh endlich die Maske ab.

**Polizist:** Müssen wir denn keine Maske mehr tragen?

**Lehrer:** Georg hat uns ärztliche Atteste ausgestellt.

**Arzt:** Ich habe bei euch allen einen hohen Blutdruck diagnostiziert. Damit besteht die Gefahr, dass ihr unter der Maske zu wenig Sauerstoff kriegt.

**Gemeineschreiber:** Können wir uns nicht einfach ganz normal verhalten?

**Psychiater:** Sag das dem Gesundheitsminister.

**Arzt:** Wer sich normal verhalten will, muss sich krankschreiben lassen.

**Metzger:** Lotto!

Andreas Thiel

## Indien in Altstetten

### The Coconut

Baslerstrasse 103, 8048 Altstetten;  
Tel. 079 534 22 62; samstags und sonntags  
geschlossen

Die Schliessung von Restaurants ist ja nicht nur ein massives finanzielles Problem für die Betreiber, es ist auch ein enormer sozialer und kultureller Verlust. Ein Restaurant ist das «Forum Romanum unserer Zeit» (Rudi Binda). Wenig löst bei mir mehr Glücksgefühle aus als der Gedanke, dass jemand sich Mühe gegeben hat, für mich etwas Besonderes zu kochen, das ich in angenehmer Atmosphäre geniessen kann.

In seiner unendlichen Weisheit hat uns der Bundesrat ja immerhin noch Essen zum Mitnehmen erlaubt. Deshalb bin ich jetzt Stammgast im kleinen Take-away «The Co-



conut» in Zürich-Altstetten. Der unscheinbare Laden wird von dem ausnahmslos freundlich lächelnden Ehepaar Biju und Soumya Kumarelil betrieben, und ihre indischen Currys gehören – Restaurants eingeschlossen – zum Besten, was in Zürich zu diesem Thema angeboten wird.

Mittags gibt es jeden Tag wechselnde Menüs mit Geflügel, Rind, Fisch und Gemüse; montags zum Beispiel ass ich das Malabar-Chicken-Curry mit einer Sauce auf Basis gerösteter

Kokosnuss, dazu Reis, Raita (Jogurtsauce) und eine anregend scharfe Linsenzubereitung.

Während indische Currys in unseren Breiten graden geschmacklich oft etwas plump daherkommen, wird im «Coconut» verhältnismässig authentisch gekocht. Wobei Authentizität nicht für hiesige Gaumen kaum erträgliche Schärfe meint, sondern eher den gekonnten Einsatz von Gewürzen, die ein Geschmacksbild von un-nachahmlicher, farbenfroher Wärme erzeugen, die die indische Küche so unwiderstehlich macht.

Dafür empfehle ich, den Take-away auch abends zu besuchen. Die Liste der verschiedenen Currys ist dann länger, und im Vergleich mit einer in der Kartonschachtel transportierten Pizza verliert ein Kadai-Lamm in Zwiebel-Tomaten-Sauce und Cashew-Paste auf dem Weg nach Hause nichts von seiner Qualität.

David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».

## WEIN/PETER RÜEDI

### Unter Ulmen

Château les Ormes Saint-Julien 2016. 13 %.  
Daniel Gazzar. Fr. 26.90  
www.daniel-vins.ch

Ein bisschen Kulturgeschichte, aus Anlass einer offensichtlichen Verwirrung. Seit der Antike ist die Ulme ein erotisch konnotierter Baum, wohl weil die Alten die an ihr sich emporrankende Rebe als Topos für «Vermählung» verstanden. So ist auch zu verstehen, weshalb die Ulme in Hölderlins grossem Hymnus auf Bordeaux auftaucht, dem Gedicht «Andenken»: «Noch denket das mir wohl und wie / Die breiten Gipfel neiget / Der Ulmwald, über die Mühl', / [...] An Feiertagen gehn / Die braunen Frauen daselbst / Auf seidnen Boden, / Zur Märzzeit, / Wenn gleich ist Nacht und Tag, / Und über langsamen Stegen, / Von goldenen Träumen schwer, / Einwiegende Lüfte ziehen. / Es reiche aber, / Des dunkeln Lichtes voll, / Mir einer den duftenden Becher, / Damit ich ruhen möge; denn süss / Wär' unter Schatten der Schlummer.»

Im Schatten der Ulme (*l'orme*) stehen nicht weniger als drei Bordeaux-Weine, alle



«des dunkeln Lichtes voll». Der berühmteste ist der Cru Bourgeois aus der Appellation Saint-Estèphe Ormes de Pez (dessen Besitzer Jean-Michel Cazes vom noch berühmteren Grand Cru Lynch-Bages in Pauillac ist). Les Ormes Sorbet ist ein ebenfalls beachtlicher Cru Bourgeois aus dem kleinen Ort Couquèques im Médoc. Und Les Ormes (ohne Verortung) ist ein kleines, feines Weingut, welches das Pariser Ehepaar Pairault seit 1990 auf eineinhalb Hektar auf dem kiesigen Terrain unmittelbar neben Château Beychevelle in Saint-Julien aufgebaut hat. Dazu kommt, um den geneigten Weinfreund vollends zu verwirren, Château de Pez, der Cru Bourgeois exceptionnel aus Saint-Estèphe.

Nun also zu Les Ormes kurz und bündig, dem günstigsten, deshalb aber nicht

unattraktivsten von allen. Im ausgezeichneten Jahr 2016 noch eine reine Cabernet-(60%)Merlot-(40%)Cuvée (in den letzten Jahren ist auf dem Gut der Cabernet Franc in behutsamem Vormarsch). Tolle Frucht (Kirschen, Johannisbeeren), etwas Rauch und eine Spur Zedernholz (macht Vorkoster Yves Beck aus: «belle réussite», 92/100); florale Finesse (ein Duft von Veilchen?). Feine Tannine, diskret im Holz (bei achtzehn Monaten in allerdings nur zum Teil neuer französischer Eiche). Gute Säure. Insgesamt schön balanciert, harmonisch, aber mit Biss und Charakter.

Im Moment kann er noch etwas Luft unter den Flügeln gebrauchen. Dieser Ormes ist in seinem fünften Jahr noch recht jugendlich, wird sich dafür aber gewiss noch in zwanzig Jahren als stilvoller Monsieur beweisen. Keine Etikette für Snobs, aber jedenfalls ein Wein, der sich vor seiner noblen Nachbarschaft in Saint-Julien (Ducru-Beaucaillou, Léoville, Talbot, Gruaud-Larose etc.) nicht verstecken muss. Zu diesem Preis gewiss eine Trouvaille.



# Asphalt und Abenteuer

Mit Technologie und Ironie überführt Land Rover den legendären Geländewagen Defender in die Moderne.



Zu den drei besten Autos, die ich im vergangenen Jahr fahren durfte, gehören – in verschiedenen Kategorien selbstverständlich – der Porsche 911 Turbo S (*Weltwoche* Nr. 35/20), der Mercedes-Benz E 450 4 Matic T-Modell und der neue Land Rover Defender. Um den Mercedes-Kombi soll es nächste Woche gehen, heute steht der Defender im Mittelpunkt.

Dieser urbritische Alleskönner ist eine Legende im Gelände, man möge mir den Kalauer verzeihen. Allerdings konnte ich nie verstehen, warum man in trendigen Zürcher Quartieren so gerne mit einem Auto unterwegs ist, das sich wie ein Traktor, laut und unkomfortabel, fährt. Denn selbst leidenschaftliche Fans des Ur-Defenders können kaum bestreiten, dass sich der ab 1948 produzierte Wagen vor allem für Leute mit Waldbesitz oder für wichtige Aufgaben in Gegenden mit vornehmlich unbefestigten Strassen eignet.

## Referenz an das Urviech

Automobilklassiker in die Moderne zu überführen, ist eine undankbare Aufgabe; Land Rover hat sie sich beim Defender nicht einfach gemacht. Statt bloss humorlos das bewährte Gestaltungskonzept auf eine neue Plattform zu stellen und von Starrachsen und Leiterahmen auf Einzelradaufhängung und Aluminium-Monocoque umzurüsten, sind die Designer durchaus mit Sinn für Ironie vorgegangen. Überall finden sich Zitate als Referenz an das Urviech unter den Geländewagen – Riffelbleche, grobe Schrauben oder das Ersatzrad an der seitwärts öffnenden Hecktüre –, die aber mit

einer gewissen Lust an der fröhlichen Übertreibung angebracht sind.

Bei Betrachtung der inneren Werte fällt auf, dass auch da sehr viel richtig gemacht wurde. Der Defender ist immer noch die richtige Wahl, wenn der Strassenbelag ausgeht: Das Allradsystem mit elektronischer Traktionskontrolle gehört zum Besten seiner Art, die neue Luftfederung mit Niveauregulierung erlaubt bis zu 29 Zentimeter Bodenfreiheit und 90 Zentimeter Wattiefe, kurz: Es gibt wohl kein fähigeres SUV als den neuen Defender.

## Man könnte jederzeit

Gleichzeitig ist der grosse Land Rover – das Auto ist immerhin 2,5 Tonnen schwer und mit Ersatzrad fünf Meter lang – ein wunderbarer Alltagsgefährte. Er bietet Platz für bis zu sechs Personen, ist ausgesprochen angenehm zu fahren, und das neue Bedienkonzept ist in seiner aufgeräumten Reduktion schon beinahe genial. Ein Tastendruck, und aus dem Bedienrad für die Klimaautomatik wird die Einstellung für das Terrain-Response-System. Bildlich gesprochen, verlässt man den Asphalt, um ein Abenteuer abseits davon zu beginnen. Und wenn nicht, weiss man als Defender-Fahrer immerhin, dass man jederzeit könnte, wenn man wollte.

### Land Rover Defender 110 First Edition D250

Motor/Antrieb: Turbo-Diesel, Allradantrieb, Automatikgetriebe; Leistung: 249 PS/183 kW; Hubraum: 2996 ccm; max. Drehmoment: 570 Nm bei 1250–2250 U/min; Verbrauch (WLTP): 8,8–9,5 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 8,3 sec; Höchstgeschwindigkeit: 188 km/h; Preis: Fr. 87 500.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Kautschuk im Pulverschnee

Zai Disruptor Orange  
Fr. 1950.–, im Fachhandel erhältlich

Für einen Zai-Ski ist es fast schon ein Schnäppchen. Sonst bewegen sich die Preise der exklusiven Schweizer Marke im Bereich von mehreren tausend Franken. Den Disruptor gibt es für Fr. 1950.–. Möglich macht dies eine interalpine Zusammenarbeit mit einer italienischen Firma. «Dadurch können wir den Disruptor etwas günstiger herstellen», sagt Zai-CEO Benedikt Germanier, ein Walliser, der im Aargau aufgewachsen ist, Banker war und nun seit Jahren vom Bündnerland aus an neuen Modellen herumtüftelt. Entstanden sind dabei auch schon Haute-Couture-Bretter im feinen Kleid von Moncler oder Saint Laurent.

Der Hauptunterschied zwischen einem Zai- und einem herkömmlichen Ski liegt beim Material. Germanier und sein Entwicklungsteam – sie arbeiten mit der Hochschule Rapperswil zusammen – setzen unter anderem auf Stahl, Granit und Zedernholz, verwenden aber auch Stoffe, die man in einem Ski nicht vermuten würde: zum Beispiel vulkanisierten Kautschuk, Filz oder Leinen. Dies wirke sich positiv auf die Qualität und auf die Lebensdauer aus, erklärt Germanier.

Beim seit kurzem erhältlichen «Zai Disruptor Orange» besteht die Oberfläche aus Naturkautschuk und das Innere aus Eschen- und Pappelholz sowie Titanal. Er kann auch getestet werden.

*Benjamin Bögli*

# Das Medium ist doch die Botschaft

Werbung soll man getrost als Barometer zur Bestimmung der Wetterlage des Mainstreams sehen. Man reibt sich die Augen, dass ausgerechnet Amazon und Facebook derzeit auf eine Werbeform setzen, die der gegenwärtigen Mode nach aus der Zeit gefallen zu sein scheint: die Zeitungsanzeige. Amazon und Facebook sind es doch unter anderem, die das globale Werbegeschäft umpflügen und nach Meinung von Experten sogar das Markenzeitalter ausradieren.

Was bedeutet der analoge Werbefeldzug, der den Ruf der digitalen Flaggschiffe als verantwortungsvolle Corporate Citizens prägen will? Der Medientheoretiker Marshall McLuhan zeigte vor Jahrzehnten, dass die Art und Weise, wie uns ein Medium anspricht, wichtiger ist als der Inhalt, den es uns vermittelt. Er dampfte diese Erkenntnis auf die weltberühmte Formel «*The medium is the message*» ein, gemäss der eben das Medium die eigentliche Botschaft sei. Geht es um die Ausstrahlung von Vertrauenswürdigkeit, schlägt analoge Präsenz auch heute noch die digitale Performance.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



**Mein Kopftuch stand mir im Weg.** Ich habe meine Ausbildung abgeschlossen, weil ich gemerkt habe, dass es eine Kopftuch für mein Lehrlingsjahr, eine Stelle zu bekommen. Mein Vater war enttäuscht, dass ich meine Ausbildung nicht abschließen wollte. Aber das Kopftuch gehört zu meiner Identität. Dann habe ich bei Amazon angefragt. Ich habe dort gearbeitet und habe die Spannung im Management gespürt. Währenddessen habe ich Probleme, akzeptiert zu werden, bei Amazon bin ich Anna Moser.

Hatko, Bern




**Zusammenarbeit und Solidarität sind in Zeiten von COVID-19 wichtiger als je zuvor**

Facebook ist stolz darauf, zusammen mit unseren Partnern und Organisationen weltweit zusammenzuarbeiten, um die Auswirkungen der COVID-19-Pandemie zu lindern. Wir unterstützen die Bemühungen von Regierungen, Unternehmen und Einzelpersonen, um die Pandemie zu bekämpfen.

Facebook ist ein Unternehmen, das die Welt verbindet. Wir sind stolz darauf, zusammen mit unseren Partnern und Organisationen weltweit zusammenzuarbeiten, um die Auswirkungen der COVID-19-Pandemie zu lindern. Wir unterstützen die Bemühungen von Regierungen, Unternehmen und Einzelpersonen, um die Pandemie zu bekämpfen.

FACEBOOK

**Analog schlägt digital:**  
Zeitungswerbung von Amazon und Facebook.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Ich bin 45-jährig und arbeite seit Jahren bei der gleichen Firma im Büro. Als ich Mitte März ins Home-Office musste, war ich erst skeptisch. Doch mit der Zeit pendelte sich ein neuer Arbeitsalltag ein. Zu meiner Routine gehört heute, mich über Mittag fünfzehn Minuten hinzulegen. Danach fühle ich mich viel produktiver. Was aber, wenn ich bald wieder ins Büro soll? Kann ich vor meinem Chef und den Arbeitskollegen den Kopf auf die Tischplatte legen, um Energie zu tanken? Oder ist das total verpönt? Was soll ich tun?*  
S.K., Bern

Es kommt darauf an, wann Sie den Kopf auf die Tischplatte legen, um Energie zu tanken. Während einer wichtigen



Arbeitsbesprechung ist das zu Recht verpönt. Aber Sie müssen deswegen auf Ihr fünfzehnminütiges Mittagsschläpfchen nicht verzichten. Wenn Sie dieses während Ihrer Mittagspause abhalten, wird niemand etwas dagegen haben. Allerdings gibt es noch bequemere «Betten» als die Tischplatte.

Schon der Teppich am Boden würde sich besser eignen. Für ein fünfzehnminütiges Mittagsschläpfchen findet man immer einen geeigneten Ort, ohne dass Sie jemanden ärgern müssen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



# Ilona Schmiel

Die Intendantin der Tonhalle Zürich verströmt Energie und Optimismus. Sie wünscht sich, dass der Mut die Frustration verdrängt.

Essensverabredungen im Restaurant sind derzeit schwierig umsetzbar. Ilona Schmiel, 52, die Intendantin der Zürcher Tonhalle, schlägt eine unkomplizierte Alternative vor: «Kommen Sie doch zu uns die in die Tonhalle Maag – und wir kaufen etwas in einem Take-away.» So setzen wir uns im Klangraum in gebührendem Abstand auf Holzstühle, funktionieren die Notenpulte zu Picknicktischen um und beissen in ein Käse-Sandwich: «In Zeiten wie diesen muss man improvisieren lernen», sagt Ilona Schmiel und entschuldigt sich, dass «wir hier so dezimiert essen müssen».

Dann beginnt sie zu reflektieren: «Wenn wir etwas Positives aus dieser Situation mitnehmen können, ist es die erhöhte Flexibilität. So kommt man aus alten Rollenmustern heraus. Man denkt über die Zukunft in geraffter Zeit nach. Alle Herausforderungen, die wir schon vor der Pandemie hatten, haben sich wie unter einem Brennglas verschärft. Und dies ist eine interessante Situation und ein Zustand, den man als Chance wahrnehmen muss.»

## Tournee «nahezu unmöglich»

In einer Lage, die man nie für möglich gehalten hätte, sei man nun gezwungen, viel schneller über die Zukunft nachzudenken: «Als wir vor einem Jahr in diesem Raum sassen, waren wir kurz davor, zu einer kleinen Tournee in Europa aufzubrechen – nach Innsbruck, Wien, Budapest und Dortmund. Damals hielten wir diese Reise für ein Projekt mit normalem Aufwand. Heute wäre sie mit einem Orchester, mit Solisten, mit dem ganzen Staff logistisch, reisetechisch, visatechnisch und quarantänetechnisch nahezu unmöglich.» Die Tonhalle macht aus der Not eine Tugend. Schmiel treibt mit Chefdirigent Paavo Järvi und dem Orchester die im Herbst begonnenen Aufnahmen der Tschairowsky-Sinfonien weiter voran. So oder so befindet

sie sich derzeit fast permanent im «Standby-Modus». Dies galt auch, als im Sommer der Betrieb vorübergehend wieder hochgefahren wurde: «Paavo Järvi flog sofort aus London ein. Ich holte ihn am Flughafen ab – und fand eine



«Erhöhte Flexibilität»: Tonhalle-Chefin Schmiel.

Empfangshalle vor, wie ich sie noch nie erlebt hatte: Nur zwei Personen waren dort.»

Ilona Schmiel lacht während des improvisierten Lunches viel und herzlich. Sie verströmt Energie und Optimismus. Es war am 3. November 2012, als sie in Zürich ihren ersten Auftritt hatte – an der Medienkonferenz, an der sie als künftige Intendantin der Tonhalle-Gesellschaft Zürich vorgestellt wurde: «Viele Persönlichkeiten aus dem Umfeld der Tonhalle und aus der Zürcher Kultur traten mir

von Anfang an ohne Vorurteil und mit offenem Geist entgegen.» Doch es habe auch andere Reaktionen gegeben – und die Fragen: Wo kommt sie her? Weshalb ist sie hier? Weshalb eine Frau? Und weshalb nicht eine sechzigjährige Person? Schmiel schüttelt den Kopf: «Es standen durchaus Vorurteile im Raum. Aber diese haben mich mein Leben lang begleitet. Ich war mit dreissig Jahren Intendantin des Konzerthauses Glocke in Bremen – ebenfalls als erste Frau.» Die Frage, ob Mann oder Frau, spiele für sie aber nie eine Rolle: «Der Beste oder die Beste muss zum Zug kommen.» Schmiel denkt, dass sich in der Schweiz seit 2012 vieles geändert habe – zum Positiven. So sieht sie sich heute auch als Mentorin in Fragen der Chancengleichheit – für jüngere Frauen, die ebenfalls in Führungsrollen wollen.

## Wert des Singens

In der Stadt Zürich erkennt Ilona Schmiel in Sachen Kultur «ein hochqualitatives und variantenreiches Angebot». Mit Opernhaus, Schauspielhaus, Kunsthaus und Tonhalle in nächster Nähe sei hier eine Ansammlung von hochwertigen Kulturinstitutionen zu finden, wie sie kaum an einem anderen Ort vorkomme. Für die Zukunft wünscht sie sich, dass der Mut und nicht die Frustration wieder in den Vordergrund rückt: «Wenn man der Pandemie in unserem Sinne etwas Gutes abgewinnen kann, ist es die Erkenntnis, wie sehr wir die Live-Musik vermissen. Kultur ist für alle da – und es braucht sie für die Seele und für die Identifikation.» Sie ist der festen Überzeugung, dass die Menschen gestärkt aus der Krise zurückkommen werden – und dass die Kultur aufblühen wird. Zum Abschied sagt Ilona Schmiel beim Künstlereingang der Tonhalle: «Eine Gesellschaft, die nicht mehr singt, kann ich mir nicht vorstellen.»

Thomas Renggli

# Warum ich Heavy-Metal-Fan bin

In der Musik von Iron Maiden, Judas Priest, Megadeth und Metallica entdecke ich einen rohen, ehrlichen Ausdruck aller menschlichen Emotionen.

Elif Shafak

Schon als Teenager habe ich ein bestimmtes Musikgenre heiss geliebt, das manche Leute merkwürdig, wenn nicht gar gefährlich finden – Heavy Metal. Es begann in Istanbul, in einer Seitenstrasse in Taksim, in einem kleinen, muffigen Laden zwischen einer Moschee und einem Fischmarkt, wo ich Kassetten von Iron Maiden, Judas Priest, Led Zeppelin, Megadeth, Twisted Sister und Metallica kaufte und dann nach Hause ging und sie pausenlos hörte und dabei Sonnenblumenkerne knabberte – bei uns Istanbulis ein beliebter Zeitvertreib. Später begeisterte ich mich für abseitigere Subgenres wie Industrial Metal, Symphonic Metal, Metalcore, Gothic Metal, Viking/Pagan/Nordic Metal. Die Kassetten sind inzwischen verschwunden, aber an meiner Begeisterung für Heavy Metal hat sich nichts geändert.

Wenn ich heutzutage auf einem Literaturfestival gefragt werde, wie mein Schreibprozess aussieht, zögere ich kurz, rücke dann aber doch mit der Wahrheit heraus. Ich sage, dass ich meine Kopfhörer aufsetze (weil die Kids sonst rufen, ich solle «das verdammte Ding ausmachen»), einen Song einer Metal-Band ausuche, neu oder alt, und diesen Song in Endlosschleife höre, während ich an einem Roman sitze. Meistens staunen die Leute, denn sie finden, dass ich überhaupt nicht wie ein «Metalhead» aussehe.

## Was genau bedeutet dieses «Heavy»?

Vielleicht entspricht eine schon etwas ältere türkisch-britische Schriftstellerin, eine Mutter ohne sichtbare Rosen- und Schlangentattoos, nicht ihrer Vorstellung. Aber das ändert nichts daran, dass ich auf Heavy Metal stehe. Ich entdecke darin einen rohen, ehrlichen Ausdruck aller menschlichen Emotionen und jene Mischung aus gut und schlecht, Licht und Schatten, Glaube und Zweifel, die – in unterschiedlicher Ausprägung – jedem Menschen eigen ist.

Und so werden Sie mir hoffentlich verzeihen, dass ich mit Interesse und grosser Freude Dan Franklins Studie «Heavy: How Metal Changes the Way We See the World» gelesen habe.

Das Buch ist eine faszinierende Untersuchung des universalen Mysteriums namens Heavy Metal. Wie kommt es, dass dieses spezielle Genre in einer Welt, in der alles schnell konsumiert und dann vergessen und weggeworfen wird, weiterhin floriert? Warum sind Heavy-Metal-Fans so treu, und warum tragen sie diese Leidenschaft nicht nur in sich, sondern geben sie auch an die nächste Generation weiter? Und was genau bedeutet dieses «Heavy»?

## Dort, wo es richtig weh tut

Franklin beschäftigt sich mit all diesen Fragen, flicht persönliche Geschichten in seine Beobachtungen und Recherchen ein. Seine Kindheit sei nicht unglücklich gewesen, schreibt er. Er habe keine traumatisierenden Dinge erlebt. «Ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch. Und genau das ist es: Warum sind so viele gewöhnliche Menschen von der Kraft der *heaviness* fasziniert?»



Voller Widersprüche: Autorin Shafak.

Nach persönlichen Geschichten (den vielen Konzerten und Gigs, die er besucht hat) wendet er sich einer breiteren soziologischen Analyse zu und fragt, ob diese Musik uns reicher oder ärmer gemacht hat. «Heavy Metal ist eine Art psychischer Aderlass», schreibt er. Eine Katharsis vielleicht, eine Freisetzung angestauter Energie.

In einem der stärksten Abschnitte schreibt Franklin über James Hetfield von Metallica und dessen «apolitische Wut», die universal sein wollte und solide und real, aber nicht allzu politisch. Und Jahre später, während des Irak-Kriegs 2003, griffen amerikanische

*Meistens staunen die Leute, denn sie finden, dass ich überhaupt nicht wie ein «Metalhead» aussehe.*

Verhörungsspezialisten zu Metallica-Songs. Gefangene wurden mit dieser Musik traktiert (und mit Barney, dem lila Plüsch-Dino), um an Informationen über Verstecke von Massenvernichtungswaffen zu kommen. Franklin zitiert Sergeant Mark Hadsell, der seinerzeit in einem *Newsweek*-Interview sagte: «Diese Leute haben noch nie Heavy Metal gehört. Sie halten es nicht aus. Wenn man diese Musik rund um die Uhr spielt, entgleiten einem Gehirn und Körperfunktionen.» In diesem verstörenden Zusammenhang ist Heavy Metal ein Instrument, mit dem man Menschen einschüchtern, quälen, brechen kann.

## Komplexe Nation, üble Gestalten

Franklin nähert sich dem Thema aus unterschiedlichen Perspektiven, er spricht mit Akademikern, Ärzten und Psychologen über die Einstellung zu Heavy Metal und die Frage, wie sich diese Musik auf Jugendliche auswirkt. Er untersucht das Verhältnis von Heavy Metal zu Religion, Autorität, Macht und dessen gelegentliche Affinität zu Rassismus, Sexismus, Fremdenfeindlichkeit. Er weist auf die problematischen Aspekte der Geschichte von Heavy Metal hin, verzichtet aber auf Ver-





*Das Irrationale, das Rohe, das Schwere.*

allgemeinerungen. Heavy Metal ist eine komplexe Nation. Wie in jeder Nation gibt es auch hier üble Gestalten, aber das heisst nicht, dass sie das Ganze repräsentieren.

Franklin kommt zu dem Schluss, dass Heavy Metal vielleicht eine Möglichkeit ist, diejenigen Anteile von uns zu akzeptieren, die wir meist nicht wahrhaben wollen. Zum Glück und zu Recht versucht er nicht, Heavy Metal zu entmystifizieren. Eher gelingt ihm eine Remystifizierung. Jede allzu klinische Erklärung für diese komplizierte Musik würde ihr Wesen verkennen. Nur wer kein Interesse an Heavy Metal hat, würde dieses Genre in soziologischen Be-

griffen beschreiben. Wir anderen haben kein Problem mit Dingen, die logisch nicht so leicht zu erklären sind – das Irrationale, das Rohe, das Schwere. Franklins Buch ist ein wunderbares Geschenk für jeden Heavy-Metal-Fan in der Familie – all jene, die wissen, dass diese Musik von Anfang an eine Antwort auf die Dunkelheit, Ungewissheit, Fragilität und Einsamkeit der Welt war und weiterhin ist.

Warum ist Heavy Metal noch immer so beliebt? Weil es keine Modeerscheinung ist, kein Trend, der kommt und geht, kein flüchtiger Rang in den Charts. Man kann eine international populäre Band hören und sich im

nächsten Moment einer unbekannteren kleinen Band zuwenden, die auf derselben Wellenlänge ist. Heavy Metal ist lebendig, weil es uns dort trifft, wo es richtig weh tut. Weil es heavy ist und laut und voller Widersprüche – wie das Leben selbst.

Elif Shafak gehört zu den meistgelesenen Schriftstellerinnen in der Türkei. Sie schreibt in türkischer und englischer Sprache.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.



# Gebärende Personen

Die Begriffe «Mutter» und «Frau» sollen eliminiert werden, weil sie nicht genderinklusiv sind.



Um Inklusion und Diversität voranzubringen» und «alle Geschlechts-Identitäten zu ehren», schlugen die US-Demokraten um ihre Speakerin Nancy Pelosi jüngst vor, die Begriffe «Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester» aus dem Sprachgebrauch im Repräsentantenhaus zu entfernen. Laut der *New York Post* sollen sie ersetzt werden mit «Eltern, Kind, Geschwister».

Diese Sprachpurzelbäume sind in elitären Kreisen verbreitet: Die Harvard Medical School hat neulich von «birthing person» getwittert – einer gebärenden Person. Auch bei uns gibt es Bestrebungen, Begriffe wie «Frau» und «Mann» aufzuweichen oder zu verbannen – um Menschen einzuschliessen, die sich nicht in dem binären System Mann/Frau einordnen, ihr Geschlecht als trans, queer, inter et cetera identifizieren. Bei Frauenthemen wie der Menstruation vermeiden einige Journalisten «Frau», schreiben von «Menschen mit Gebärmutter» oder «menstruierenden Personen». Preisfrage: Wie soll man dann Damen bezeichnen, die aufgrund ihres Alters nicht mehr menstruieren? «Postmenstruierende»?

Von mir aus können sie mich «Säuglingwerfenden Apparat» nennen, es ist mir wirklich egal. Viele Anhänger der Genderbewegung sind so weit weg von den tatsächlichen Sorgen der Leute, dass sie angesichts ihrer Problem-Priorisierung nicht so wahnsinnig ernst genommen werden. Ein Beispiel dafür ist auch das Beharren vieler Redaktoren auf Gendersternchen oder künstlichen Gender-Pausen beim Sprechen, wie es «ZDF heute»-Ansager...innen neuerdings tun, auch wenn etwa 2145 Umfragen gezeigt haben, dass die grosse Mehrheit der Menschen Gender-Sprache ablehnt. Ich stelle mir die Diskussion auf der Redaktion so vor: «Die sind schon wieder da-

gegen! Wie können wir sie bloss überzeugen?!» – «Wir müssen einfach jede Woche eine neue Umfrage machen. Irgendwann machen die das Kreuz am falschen Ort, hoho!»

Auch der Duden ist soeben unter dem Druck der lauten Minderheit eingeknickt. Der Verlag wird in seiner Online-Ausgabe künftig «geschlechtersensible Sprache» benutzen; ein Mieter ist nicht mehr «jemand, der etwas gemietet hat», sondern eine «männliche Person, die etwas gemietet hat». Somit sei das «generische Maskulin» beseitigt. Ja. Nur ist das generische Maskulin geschlechtsneutral. Wird von «Mieter» gesprochen, sind damit für 99 Prozent der Menschheit Personen gemeint, die Sperma produzieren, und solche mit Eierstöcken – und natürlich alle anderen auch.

Sprache verändert sich, es ist ein natürlicher Prozess. Aus Feuerwehrmännern wurden Feuerwehrleute, weil heute auch Frauen bei der Feuerwehr Brände löschen. Eine komplett andere Sache ist es jedoch, gebräuchliche Begriffe zu verdrängen oder zu verkomplizieren, die auf biologischen Tatsachen beruhen. Es existieren nun mal nur zwei biologische Geschlechter. Wenn vor lauter Bemühen, ja kein einziges Gefühl auf der Welt zu verletzen, jeder einfach sagen soll, was er will, statt sich an der Wissenschaft und der tausendjährigen Sprachgeschichte zu orientieren, weiss am Ende niemand mehr, was bei einem bestimmten Begriff konkret gemeint ist. Es ergibt dann für niemanden mehr Sinn. Keine einzige Frau definiert sich als Person mit Uterus, aber Millionen Menschen als Frau, Mann, Mutter und Vater.

Gerade Letztere sind ja nicht bloss Worte, sie haben eine einzigartige Bedeutung. «Mutter» steht für den Anfang allen menschlichen Le-

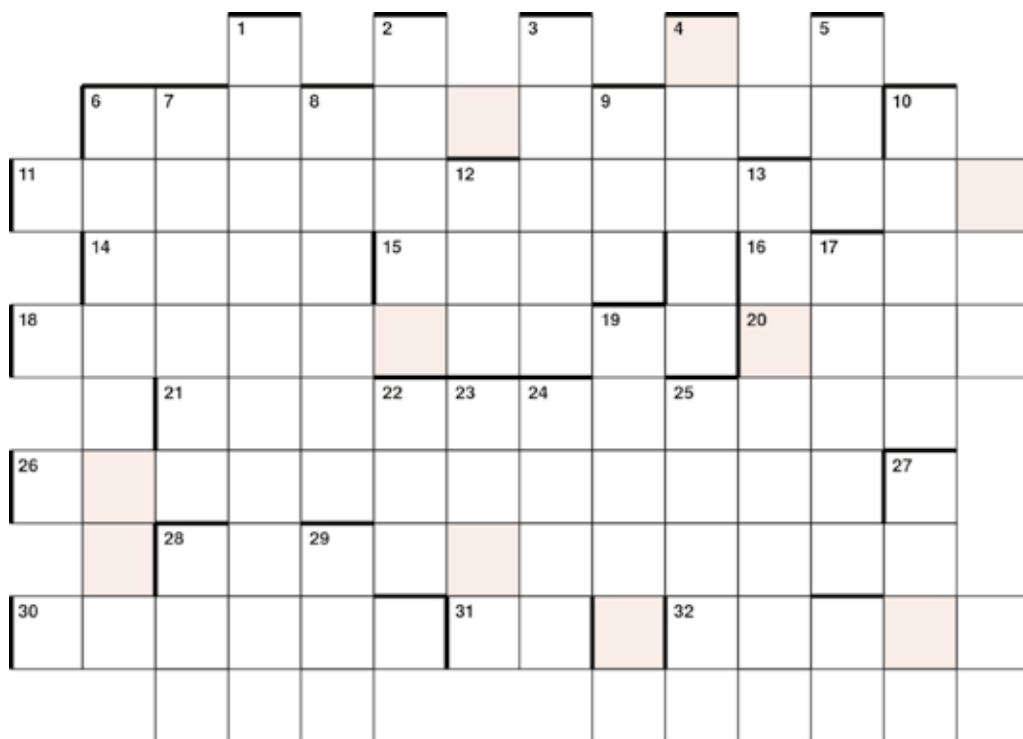
bens. Es ist die massgebliche Bezeichnung für eine Frau, die Kinder gebärt, und beschreibt, zusammen mit «Vater», die stärkste Bindung zu einem anderen Lebewesen. Diese Begriffe im Namen von Inklusion zu entfernen, ist kein gesellschaftlicher Fortschritt. Und dass ich hier einmal Feministinnen (älterer Generationen!) zustimme, die wegen der Sprachdrangsalierung aufbegehren und die Begriffe als «entmenschlichend» und als «Krieg gegen Frauen» (Abigail Shrier in der *New York Post*) bezeichnen, überrascht mich fast selbst; aber ja, sie haben jahrzehntlang für mehr Sichtbarkeit des weiblichen Geschlechts gekämpft – nur um sie jetzt durch die radikale Gender-Ideologie bedroht zu sehen.

Wenn Begriffe keine abschliessende Bedeutungskraft mehr besitzen, nur mehr unpräzise und austauschbar sind, braucht es eigentlich gar keine Bezeichnungen mehr. Denn auch Namen bringen ja Probleme mit sich, klingen nicht inklusiv genug, Harald, Fritz, Heidi. Man könnte also Menschen bei Geburt Buchstaben geben oder Nummern.

Neue Ideen sind an sich etwas Sinnvolles, aber Gendern bekämpft keine wahren Probleme. Bei der ganzen Übung geht es vermeintlich um mehr Gerechtigkeit. Tatsächlich aber ist es eine durch die Eliten geführte politische und kulturelle Manipulation der Sprache, mit dem Ziel, eine Veränderung der Gesellschaft herbeizuführen – im Sinne von Gleichmacherei. Je gleicher, desto besser für uns alle. Ein riesiges Irrdenken, und das Lustige daran ist, es kommt zwar immer jemand, der uns sagt, dass wir ja alle gleich sind. Aber vor allem der, der das sagt, ist eben nicht gleich.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli





**Lösungswort** — Heavy-Metal-Azubis

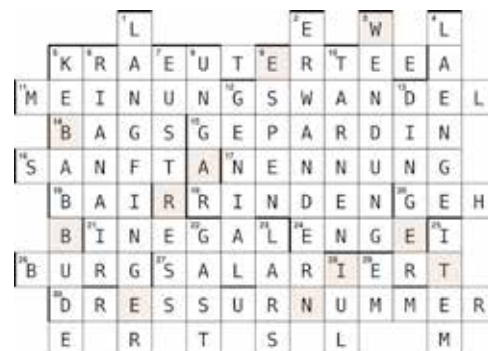
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **6** Ein Massstab für die einen, ein anderer für die andern ist dabei grundsätzlich sozial-normal. **11** Diese Ränge verhelfen zu einem sonnigen Fleckchen auf dem Treppchen. **14** Ein Drinnen für draussen. **15** Längere lyrische Leierei, in der Norm in Versform. **16** Im Aus- und teils im In- ein Eiland. **18** Das alterprobte Pilzpräparat wird gewöhnlich gegen Mikroleben abgegeben. **20** A fin-footed fisher, landete mit Killer einen Killerhit. **21** Die Teerjill, die beruflich Meer will. **26** Heisser Unterzwerg, Roter Überriese, Blaue Nachzügler und Schwarze Witwe. **28** Bei Sechseinern die Schwingen, die die Schwingen schirmen. **30** Unbekannt, ungenannt oder schlicht und einfach unpersönlich. **31** Die Affenschaukel zwischen user und domain name. **32** Einer, der etwas, recht ungezwungen und locker vom Hocker, waagrecht platziert.

**Senkrecht** — **1** Radikaler als nur eine Glattrasur, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. **2** Zumindest im Konzertsaal einer Schnelle Mehrzahl. **3** Ein Topfpflanzentopf, steht zu Koordinierungszwecken an bestimmten Strassenecken. **4** Eines städtischen Synonyms farbiges Anagramm. **5** Keiner will es werden, doch auch will keiner sterben. **6** Sie lehrt die hohe Schule ihrer Module. **7** Die dänische Inselstadt mitten im Schwäbischen Meer. **8** An auf oder heraus wird aufbrezeln draus. **9** Lurchiges Familienmitglied und urchiger Salamanderverwandter. **10** Einer der drei der Sieben Weltmeere. **12** Was der stets fidele Fidel im Herzen trägt. **13** Wenn ein Niederschlag körnig niedergeht oder sich glatt erstarrend niederlegt. **17** Etwa eines Hundehalters Hundehalter. **19** Borstig wie die barba vom Papa. **22** Lebensweise: nicht bloss gemeinschaftlich, sondern auch gemeinschaftlich bloss. **23** Mit Julius Schatz als Beisatz ein fahrbarer Untersatz. **24** Unterstützung, Unterbruch und überdies ... es reicht! **25** Don Quijotes Begleiters Begleiter ist einer. **27** Wird – die Umwelt dankt – nur noch sehr selten getankt. **28** Das erste OS von MS: Verweigerte, schon bevor dies ein Begriff war, regelmässig seinen Dienst. **29** Die Amerikanerin ist Auslandsbeauftragte für Nasen im Topf und Finger im Spiel.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätsselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 699



**Waagrecht** — **5** KRAUTERTEE **11** MEINUNGSWANDEL **14** BAGS: engl. Säcke **15** GEPARDIN **16** SANFT **17** NENNUNG **18** BAI: bay (engl. Bucht) in «Bayern» **19** RINDEN: Anagramm von «Dirnen», «Indern», «Dinner» und «drinne» **20** GEH **21** INEGAL **24** ENGE **26** BURG **27** SALARIERT **30** DRESSURNUMMER

**Senkrecht** — **1** LANGFINGER **2** ERWANDERN **3** (Rede)WENDUNG **4** LAENGE **5** KEBABBUDE **6** RIANAIR: irische Billigfluggesellschaft **7** EUSTRESS **8** UNGAR **9** ESPEN: Zitterpappeln **10** TARNEN **12** GENIAL: Anagramm von «INEGAL» **13** DINGER **22** GAST **23** LARS: «Der kleine Eisbär» von Hans de Beer (Ursus maritimus = Eisbär) **25** ITEM **28** IUL: norweg./schwed. Weihnachten **29** EM: kurz für Europameisterschaft

**Lösungswort** — **WEBARBEITEN**

# EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# NEU START KLAR /

FAHREN STATT WARTEN  
MIT DEM **OPEL SOFORT-LEASING**



DER OPEL

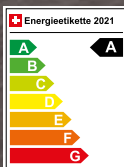
## GRANDLAND X HYBRID 4X4 /

AB 319.-/MT.

INKL. RATENVERSICHERUNG SECURE4YOU+  
AB LAGER BEI IHREM OPEL PARTNER



O P E L



**Leasingbeispiel:** Grandland X Excellence Hybrid4 1.6 Benzin 300 PS AWD. Katalogpreis CHF 50 770.-, empfohlener Verkaufspreis nach Rabatt CHF 43 270.-, Sonderzahlung CHF 12 981.-. Leasingrate CHF 319.- pro Monat inkl. MWST, Rücknahmewert CHF 16 564.-, effektiver Jahreszins 0,95%. Leasingdauer 49 Monate. Kilometerleistung 10 000 km/Jahr. **Abbildung:** Grandland X Excellence Hybrid4 1.6 Benzin 300 PS AWD. Katalogpreis CHF 53 070.-, empfohlener Verkaufspreis nach Rabatt CHF 45 570.-. Sonderzahlung CHF 13 671.-. Leasingrate CHF 329.- pro Monat inkl. MWST, Rücknahmewert CHF 17 768.-, effektiver Jahreszins 0,95%. Leasingdauer 49 Monate. Kilometerleistung 10 000 km/Jahr. 28-39 g/km CO<sub>2</sub>-Ausstoss, Ø-Verbrauch 1,2-1,7 l/100 km (WLTP), Energieeffizienzklasse A. Angebot nur in Verbindung mit dem Abschluss einer Ratenversicherung (Arbeitslosigkeit, Erwerbsunfähigkeit) SECURE4you+. Obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Leasingkonditionen unter Vorbehalt der Akzeptanz durch Santander Consumer Schweiz AG, Schlieren. Der Abschluss eines Leasingvertrags ist unzulässig, sofern er zur Überschuldung des Leasingnehmers führt. Gültig bis 31. 03. 2021 auf ausgewählte Lagerfahrzeuge und bei teilnehmenden Opel Partnern.